

Reihe A: Discussion Paper 2001-01-S09 (ehemals 01-S01)

Verstecktes Leiden unter Armut

Wie betroffene Kinder und ihre Eltern die Situation wahrnehmen und bewältigen

Claudia Hofmann, Eva Nadai, Peter Sommerfeld

November 2001

© Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz und der Autor. Jede Reproduktion, auch von Teilen und unabhängig vom Medium, ist nur mit Genehmigung der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz und des Autors gestattet.

Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz

Die Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz mit den Bereichen Technik, Wirtschaft und Soziales ist ein bedeutendes Zentrum für die Aus- und Weiterbildung, für Forschung und Entwicklung und für aktiven Wissens-Transfer.

Die Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz bildet im **Bereich Wirtschaft** Betriebsökonominnen und Betriebsökonom FH mit den Vertiefungsrichtungen „Controlling“, „Human Resource Management“, Marketing sowie „Informations- und Wissensmanagement“ aus. Daneben bietet sie ein Vollzeitstudium mit Abschluss Wirtschaftsinformatikerin bzw. Wirtschaftsinformatiker FH an. Ihr ist auch die Höhere Fachschule für Wirtschaftsinformatik mit einem berufsbegleitenden Ausbildungsgang angeschlossen. Im **Bereich Technik** stehen die Studiengänge „Informatik und Telekommunikation“, „Elektronik und Automation“ (Wahlmöglichkeiten für die Vertiefung in Richtung Elektronik/ Signalverarbeitung oder Regeltechnik/Automation) sowie „Maschinen- und Betriebstechnik“ (Vertiefungsrichtung Organisationslehre, Wahlpflicht-Richtungen Betriebsmittel- und Anlagenkonstruktion oder Logistik und Betriebsinformatik) zur Auswahl. Der **Bereich Soziales** bietet den Studiengang Soziale Arbeit mit den möglichen Studienschwerpunkten „Beratung“, „Prävention und soziales Lernen“ sowie „Sozialplanung und Sozialmanagement“ an.

Die FHSO ist renommiert für das breite Weiterbildungsangebot, welches von Fachtagungen über Fachkurse und Berufsprüfungsvorbereitungen bis hin zu Nachdiplomstudiengängen reicht. Erwähnenswert sind die Nachdiplomstudiengänge für Nonprofitorganisationen, für Logistik, für Corporate Design Management, Corporate Communication Management und das Schweizerische Nachdiplomstudium für Personalmanagement.

Die FHSO ist – unter anderem – aktiv in verschiedensten wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsgebieten. Die wichtigsten Schwerpunkte der Forschungsaktivitäten sind Unternehmertum, Innovation und strategisches Management, Human Resource Management, Soziale Arbeit, Elektronik und Automation sowie Informations- und Wissensmanagement. Die Ergebnisse werden beispielsweise in der vorliegenden Publikationsreihe und an Forschungsseminaren vorgestellt.

Publikationsreihe

Die Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz veröffentlicht in dieser Reihe Forschungsarbeiten ihrer Mitarbeitenden. Mit diesen Publikationen sollen die Fachkollegen und die interessierte Öffentlichkeit über die Forschungstätigkeiten und deren Ergebnisse informiert werden. Beachten Sie die Liste der verfügbaren Publikationen und die Bestelladresse am Schluss dieses Hefts.

Abstract

Immer mehr Menschen geraten infolge von Arbeitslosigkeit, Krankheit und familiären Krisen in mehr oder weniger dauerhafte finanziell schwierige Situationen. Insbesondere Kinder entpuppen sich als "Armutsrisiko". Für die betroffenen Familien führt Armut zu spürbaren Einschränkungen im Alltag. Dass diese bei den betroffenen Kindern ihr Spuren hinterlassen, zeigen verschiedene Untersuchungen: Armutsbetroffene Kinder leiden häufiger unter psychosomatischen Beschwerden wie Kopf- und Rückenschmerzen oder Schlaflosigkeit und haben durchschnittlich mehr schulische Probleme. Bisher weiss man allerdings noch wenig darüber, wie diese Defizite und Beschwerden bei den Kindern entstehen, wie insbesondere jüngere Kinder ihre Situation selber erleben, und welche Strategien sie im Umgang mit ihr entwickeln. Die vorliegende Studie hatte zum Ziel, zur Klärung dieser Fragen beizutragen, um damit nicht zuletzt auch Grundlagen für die Praxis der Sozialarbeit mit betroffenen Familien bereitzustellen. Zur Datenerhebung wurden ausführliche Interviews mit sechs betroffenen Familien geführt, d.h. jeweils mit einem Elternteil und einem der Kinder im Alter zwischen sieben und dreizehn Jahren.

Die befragten Eltern thematisierten in diesen Interviews verschiedenste materielle Einschränkungen. Vor allem diejenigen Betroffenen, die sich schon länger mit dieser Situation konfrontiert sehen, haben ein eindrückliches Repertoire an Sparstrategien entwickelt und entsprechend wurden die rein materiellen Einschränkungen relativiert. Im Vordergrund standen dagegen die sozialen Folgen, die eingeschränkten Möglichkeiten am gesellschaftlichen Leben (Arbeit, Freizeit) teilzuhaben und Sorgen um die Kinder, v.a. auch um deren Zukunft. Trotz vieler Ähnlichkeiten in der Wahrnehmung der Armutssituation, stehen im folgenden Bericht v.a. auch Unterschiede zwischen den Familien zur Diskussion: Auf der Grundlage der Elterninterviews wurde eine Typologie erarbeitet, die drei Umgangsweisen mit der Armutssituation beschreibt, die auch im Hinblick auf die kindliche Situationsbewältigung von Interesse sind. Die befragten Kinder selber äusserten sich nur sehr zurückhaltend zu ihrer Situation, sprachen viel von freiwilligem Verzicht und Kompensationsmöglichkeiten. Um zu verstehen, welche „Funktion“ dieses kooperative Verhalten der Kinder in der familiären Armutsbewältigung hat, wurde die familiäre Dynamik in den befragten Familien genauer analysiert. Im Anschluss an die ausführliche Beschreibung der Ergebnisse werden diese im Hinblick auf die beschriebenen Belastungssymptome bei den Kindern interpretiert und diskutiert.

AutorInnen



Lic.phil. Claudia Hofmann, studierte an der Universität Bern Sozialpsychologie, Soziologie und Medienwissenschaften. Zwischen 1996-1999 arbeitete sie als Assistentin am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Bern. Seit 1999 ist sie als wissenschaftliche Assistentin in der Forschung & Entwicklung, Bereich Soziales der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz beschäftigt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Armut/Sozialhilfe, Gesundheitsforschung, Migration/Integration

Prof. Dr. Eva Nadai, studierte Soziologie, Ethnologie und Volkskunde an der Universität Zürich. Danach war sie in der Forschung tätig, u.a. an den Universitäten Zürich und Bern. Seit 1999 ist sie Dozentin sowie Forschungsmitarbeiterin im Bereich Soziales an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Armut, Sozialhilfe, Professionalisierung und Gender.



Prof. Dr. Peter Sommerfeld studierte Soziologie, Psychologie und Erziehungswissenschaften an den Universitäten in Tübingen (D) und Grenoble (F). Nach seiner Dissertation in Sozialpädagogik war er u.a. als Oberassistent am Lehrstuhl für Sozialarbeit an der Universität Fribourg (Schweiz) tätig. Seit Oktober 1998 ist Peter Sommerfeld Dozent und Leiter Forschung Bereich Soziales an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Auswirkungen von Armut auf die kindliche Entwicklung: Stand der Forschung.....	3
2.1	Gesundheit und emotionale Belastung.....	3
2.2	Kognitive und schulische Entwicklung.....	3
2.3	Einstellungen und Wertorientierungen.....	4
2.4	Verhaltensauffälligkeiten	4
2.5	Freizeit und Beziehungen zu Gleichaltrigen.....	4
2.6	Familiäre Beziehungen und Erziehungsverhalten.....	5
2.7	Zukunftsperspektiven und längerfristige Folgen von Armut	5
3	Fragestellungen.....	7
4	Methoden	9
4.1	Auswahl und Zugang zu den betroffenen Familien	9
4.2	Erhebungsmethoden	9
4.2.1	Befragung der Eltern	9
4.2.2	Befragung der Kinder	10
4.3	Auswertung	10
5	Ergebnisse	13
5.1	Die ökonomische und soziale Situation der befragten Familien (Strukturbedingungen)	13
5.2	Orientierungsmuster und Handlungsstrategien der betroffenen Eltern/Frauen.....	16
5.2.1	Dimensionen der persönlichen und sozialen Positionierung in verschiedenen Handlungsfeldern.....	16
5.2.2	Fallbeschreibungen und Begründung der Typologie	17
	Gruppe 1: Schicksalsergebene und duldsame Frauen.....	17
	Gruppe 2: Fordernde und sich abgrenzende Frauen	20
	Gruppe 3: Anpassungsbemühte und offene Frauen.....	23
5.2.3	Dynamik der sozialen Positionierung aus der Perspektive der betroffenen Frauen	27
5.3	Orientierungsmuster und Handlungsstrategien der betroffenen Kinder.....	31
5.3.1	Fallbeschreibungen Kinder	32
	Töchter der Frauen Gruppe 1 (Schicksalsergeben/duldsam).....	32
	Tochter und Sohn der Frauen Gruppe 2 (Fordernd/sich abgrenzend)	33
	Sohn und Tochter der Frauen Gruppe 3 (anpassungsbemüht, offen)	34
5.4	Die familiäre Dynamik in den betroffenen Familien.....	37
5.4.1	Modell zur Beschreibung der Familiendynamik	37
5.4.2	Fallbeschreibungen der Familiendynamiken.....	39
	Gruppe 1: Schicksalsergebene/duldsame Frauen	39
	Gruppe 2: Fordernde und sich abgrenzende Frauen	41

Gruppe 3: Anpassungsbemühte, offene Frauen	44
6 Diskussion und Schlussfolgerungen	49
7 Literatur	56
8 ANHANG	59
8.1 Interviewleitfaden Eltern	59
8.2 Interviewleitfaden Kinder	63
8.3 Anhang Ergebnisteil	65
Bisher erschienen:	66

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Grundtypen im Umgang mit der Situation (Frauen)	17
Abbildung 2: Dynamik der sozialen Positionierung - Frauen	28
Abbildung 3: Familiäre Dynamik	38
Abbildung 4: Anhang: Orientierungsmuster und Handlungsstrategien	65

1 Einleitung

In der Schweiz waren im Jahr 1992 gemäss Berechnungen des Bundesamts für Statistik und des Volkswirtschaftlichen Instituts der Universität Bern 360'000 Personen d.h. 6.8% der Bevölkerung im Erwerbsalter von Armut betroffen. Mehr als zwei Drittel dieser Gruppe gehören zu den sogenannten „working-poor“, die trotz vollzeitlicher Erwerbstätigkeit nicht über ein genügendes Einkommen verfügen (Caritas 1998). Armut ist ganz offensichtlich längst nicht mehr nur ein Problem von sozialen Randgruppen, älteren Menschen oder alleinerziehenden Eltern. Immer mehr Menschen geraten infolge von Arbeitslosigkeit, Krankheit, familiären Krisen in mehr oder weniger dauerhafte finanzielle Krisen. Insbesondere Kinder entpuppen sich als „Armutsrisiko“: Rund zwei Drittel der „working-poor“ leben in einem Haushalt mit Kindern. Eine Befragung der SozialhilfeempfängerInnen im Kanton Solothurn zeigte, dass bei den 190 befragten Personen 189 Kinder mitbetroffen sind (IWS 1999).

Für die betroffenen Familien hat Armut spürbare Restriktionen im Alltag zur Folge, insbesondere im Bereich des Wohnkomforts, der Freizeitgestaltung und der Mobilität (Walther 1999). Einsparungen werden jedoch auch beim Lebensnotwendigen, z.B. Essen oder der Gesundheit nötig. Hinzu kommt das Gefühl, gesellschaftlich ausgegrenzt und sozial isoliert zu sein. Besonders dauerhafte Armut ist schwer zu ertragen und beeinträchtigt die Fähigkeit der Familie zur Erziehung und Sozialisation (Klocke & Hurrelmann 1998). Auch wenn sich die Eltern bemühen, ihre Kinder von den Auswirkungen der Armut zu schützen, nehmen Kinder über den sozialen Vergleich mit den Kameraden die armutsbedingten Einschränkungen wahr (Walther 1999, Neuberger 1997).

Es ist unbestritten ist, dass Kinder stark von Armut betroffen sind, und eine ganze Reihe von Untersuchungen belegen, dass die daraus resultierende Lebenssituation und die Sozialisationsbedingungen ungünstige Auswirkungen auf die intellektuelle und soziale Entwicklung der betroffenen Kinder haben (Mansel 1998, Neuberger 1997, u.a.). In Statistiken und Diskussionen werden Kinder dennoch meist nur als Teil der Familie versteckt mitthematisiert. Gesellschaftlicher oder politischer Druck entsteht oft erst dann, wenn die betroffenen Kinder zu Jugendlichen heranwachsen und durch gewalttätiges Verhalten oder Suchtmittelkonsum auffallen. Auch in der Wissenschaft werden Kinder i.d.R. nicht direkt untersucht, sondern indirekt über Aussagen von Eltern oder Betreuungspersonen einbezogen (Neuberger 1997). Infolgedessen weiss man auch wenig darüber, wie Kinder selber Armut erleben und bewältigen.

Fazit 1: Kinder in Armut: Ausgeblendet im sozialpolitischen Diskurs und in der Forschung:

Armut wird in der sozialpolitischen Diskussion aus der Sicht von Erwachsenen definiert. Statistiken, Gesetzestexte, Sozialhilfeklauseln erfassen jedoch selbst für die betroffenen Erwachsenen nur bedingt, was es tatsächlich bedeutet in Armut zu leben. Noch weiter weg sind sie von der kindlichen Lebenswelt. Dasselbe gilt für die Begrifflichkeit in der Forschung, wenn es um Kinderarmut geht: „Verhaltensauffälligkeit“, „Delinquenz“ oder „Anomiegefühle“ wurden im Zusammenhang mit Kinderarmut untersucht. Trotzdem wissen wir letztlich noch wenig darüber, wie Kinder Armut erfahren, worunter sie am meisten leiden und mit welchen Worten sie sie beschreiben.

Um etwas über die Entstehungsbedingungen und die Wirkungszusammenhänge zu erfahren, die dazu führen können, dass deprivierte Jugendliche gewalttätig, suchtmittelabhängig und sozial desintegriert werden, ist es wichtig, die Perspektive der betroffenen Kinder miteinzubeziehen,

bevor sie verhaltensauffällig und für die Sozialpolitik „interessant“ werden. Eine Aussensicht allein genügt hier nicht, weil gerade die subjektive Interpretation der Situation eine entscheidende Rolle dafür spielt, wie Armut von Kindern bewältigt wird (vgl. Mansel 1998). Da die Auswirkungen von Armut v.a. auch über die veränderten Bedingungen in der Familie vermittelt oder zumindest moderiert werden, sollte die Sicht der Eltern dennoch nicht vernachlässigt werden.

Fazit 2: Praktische Relevanz für die Sozialarbeit mit benachteiligten Kindern

Im Zentrum der Sozialhilfetätigkeit steht meist die materielle Existenzsicherung der Betroffenen (Schmid & Wallimann 1998). Beratung und längere Gespräche kommen dabei oft zu kurz, wie eine Untersuchung der Sozialhilfeempfängerinnen in Solothurn zeigte (IWS 1999). Dass unter diesen Umständen familiäre Probleme auch im Zusammenhang mit den Kindern kaum thematisiert werden, geschweige denn der direkte Kontakt mit den Kindern gesucht wird, ist wahrscheinlich und verhindert gleichzeitig, dass das Problem überhaupt als solches wahrgenommen und angegangen wird. Erkenntnisse darüber, wie Kinder Armut erleben, ist deshalb nicht nur für die Wissenschaft neu und interessant, sondern auch für die Praxis der Sozialarbeit. Eine Studie, die dieses Thema in den Mittelpunkt stellt, kann Grundlagen für sozialarbeiterisches Handeln bereitstellen, das darauf abzielt, die Belastungen der betroffenen Kinder zu vermindern und Bewältigungsmöglichkeiten zu unterstützen. Dies mit dem Ziel trotz der ungleichen Ausgangsbedingungen grösstmögliche Chancengleichheit für unterprivilegierte Kinder herzustellen, um in einem präventiven Sinne Spätfolgen der erfahrenen Defizite zu verhindern oder zumindest zu vermindern.

2 Auswirkungen von Armut auf die kindliche Entwicklung: Stand der Forschung

Über die Auswirkungen von Armut auf die Kinder gibt es eine Reihe von aktuellen Studien v.a. aus Deutschland und den USA. Untersucht wurden neben verschiedenen Auswirkungen auf der individuellen Ebene (emotional, kognitiv, gesundheitlich, Verhalten) auch Auswirkungen auf die Beziehungen innerhalb der Familie und zum Arbeits- und Freizeitumfeld. Im folgenden werden einige wichtige Ergebnisse aus dieser Forschung vorgestellt:

2.1 Gesundheit und emotionale Belastung

Kinder in armutsbetroffenen Familien müssen oft dafür herhalten, die schwierigen familiären Beziehungen in Krisenzeiten zu stabilisieren (Neuberger 1997). Dabei zeigt sich, dass Kinder selber direkt und indirekt als Folge der familiären Spannungen emotional stark belastet sind: Betroffene Kinder leiden vermehrt an verschiedenen psychischen, physischen und psychosomatischen Beschwerden (Klocke & Hurrelmann (1995), wie z.B. Kopf- und Rückenschmerzen. Sie klagen zudem stärker über Einsamkeit, Hilflosigkeit, Schlafprobleme und verfügen über ein niedrigeres Selbstwertgefühl (Mansel 1998, vgl. auch Neuberger 1997). Mädchen leiden besonders stark unter den veränderten Bedingungen in der Familie (Neuberger 1997). Die gesundheitliche Belastung wird auf die ungünstigeren Lebensbedingungen, die schlechtere gesundheitliche Versorgung und gesundheitsschädigendes Verhalten, z.B. Rauchen, einseitige Ernährung zurückgeführt.

2.2 Kognitive und schulische Entwicklung

Eine Studie von Grundmann (1998) stellt zwar nur einen eingeschränkten Einfluss von Armut auf die kognitive Entwicklung fest, jedoch unterschieden sich die schulischen Leistungen der von ihm untersuchten Armutspopulation im Vergleich zu privilegierten Kindern und Jugendlichen v.a. bei Schulein- und austritt deutlich. Ein Leistungsabfall wurde in einer anderen Studie (Baarda 1990 in Neuberger 1997) insbesondere bei Töchtern von Langzeitarbeitslosen beobachtet. Armutsbetroffene Jugendliche erfahren denn auch den Berufseinstieg als schwieriger, sind häufiger unzufrieden mit der schulischen/beruflichen Tätigkeit, fühlen sich unsicher und berichten über Versagenserlebnisse (Grundmann 1998). Die Situation verschärft sich zusätzlich, weil manche der betroffenen Eltern sich zurückziehen und die Zusammenarbeit mit der Schule bei Lernschwierigkeiten ihrer Kinder verweigern (Neuberger 1997). Umso erstaunlicher ist, dass in den verschiedenen Studien kaum Unterschiede in der Leistungsmotivation und Arbeitsmotivation zwischen privilegierten und deprivierten Kindern gefunden werden konnten (Mansel 1998, Grundmann 1998, Neuberger 1997)

2.3 Einstellungen und Wertorientierungen

Diskutiert und untersucht wurden unter diesem Stichwort v.a. fremdenfeindliche Einstellungen: In einer Studie von Hefler, Rippl, Boehmke (1998) zeigen deprivierte Jugendliche eine deutlich höhere Akzeptanz rücksichtsloser Selbstdurchsetzung und ausgeprägtere fremdenfeindliche Einstellungen. Im Zusammenhang mit diesen Einstellungen wurden pessimistischere Zukunftseinschätzungen und Gefühle der Anomie festgestellt.

2.4 Verhaltensauffälligkeiten

Verhaltensauffälligkeiten sind eine Form, die schwierige Situation zu bewältigen. Diskutiert und untersucht wurden sowohl fremdschädigendes Verhalten (Gewalt) als auch selbstschädigendes Verhalten (z.B. Suchtmittelkonsum, Autoaggression). Verhaltensauffälligkeiten haben nicht nur eine „Ventilfunktion“, sondern sind auch deshalb dominante Bewältigungsstrategien, weil sie Aufmerksamkeit (v.a. bei den Gleichaltrigen) kompensatorisch erzeugen (Neuberger 1997). Die vorliegenden Untersuchungen bestätigen diese Vermutungen: Mansel (1998) stellte bei armutsbetroffenen Jugendlichen einen deutlich häufigeren Konsum von Drogen und eine grössere Bereitschaft zu aggressiven Verhalten fest. Scholz/Kaltenbach (1995 in Mielck 1998) konnte ebenfalls einen höheren Drogen- (Haschisch, Marihuana, Lösungsmittel) und Alkohol- und Nikotinkonsum bei Hauptschülern im Vergleich zu Realschülern und Gymnasiasten nachweisen. Darüberhinaus zeigten sich verschiedene Formen von abweichendem Verhalten, wie Schulschwänzen, Diebstähle, u.a., die die Integration der Jugendlichen erschweren und die Zukunftsperspektiven beeinträchtigen. Mädchen neigen eher dazu sich zurückzuziehen, verspüren Einsamkeit und Langeweile und werden passiv (Zenke/Ludwig 1985 in Neuberger 1997). Mädchenspezifische Bewältigungsformen wurden in vielen Untersuchungen in dem Sinne vernachlässigt, dass sie nicht als Kategorie für sich, sondern als „fehlende aggressive Tendenz“ behandelt wurden.

2.5 Freizeit und Beziehungen zu Gleichaltrigen

Besonders stark spüren Kinder und Jugendliche ihre Andersartigkeit im Vergleich mit ihren „normalen“ AltersgenossInnen: Sie werden aus Teilbereichen der „Kinderkultur“ ausgeschlossen, weil die nötigen Mittel für Kinobesuche, Ausflüge oder Teilnahme an Kindergeburtstagen nicht zur Verfügung stehen (Neuberger 1997). Im reduzierten Familienbudget fehlen auch die Mittel für symbolträchtige Markenkleidung. So fehlen den Kindern und Jugendlichen wichtige Statussymbole, die in diesem Alter wichtig sind, um die Position in der Gruppe zu wahren. Kinder und Jugendliche erleben oder antizipieren die damit verbundene Stigmatisierung und soziale Isolation und versuchen sie zu vermeiden (Neuberger 1997). Die Versuchung ist gross mittels demonstrativ aggressiven Verhaltens oder Drogenkonsum Anerkennung zu suchen. Damit geraten sie aber zumindest mit Erwachsenen und sozialen Institutionen in Konflikt. Auf der anderen Seite können ein funktionierendes Netzwerk und Ausgleichs- und Anregungsmöglichkeiten in der Umwelt auch dazu beitragen, dass die Konsequenzen der Armut als weniger gravierend erlebt werden (Klocke & Hurrelmann 1998).

2.6 Familiäre Beziehungen und Erziehungsverhalten

Die Familie ist der zentrale Lebensraum v.a. für jüngere Kinder und wird zum Kristallisationspunkt der Auseinandersetzungen, wenn die Familie in eine finanzielle Krise gerät (Neuberger 1997). Die Familie, so Neuberger, fungiert (...) als Instanz, die Auswirkungen potenziert beziehungsweise relativiert. Armut, so wird vermutet, schafft nicht unbedingt (oder nicht primär) neue Problemlagen in der Familie, sondern aktiviert latente Konfliktpotentiale (Neuberger 1997). Viele Familien tun sich in der Krisensituation schwer mit der Neudefinition ihrer Rollen und Beziehungen (Neuberger 1997, Walper 1988). Beengte Wohnverhältnisse, die keine Rückzugsmöglichkeiten erlauben, tragen weiter dazu bei, dass sich familiäre Konflikte zuspitzen. Die soziale und materielle Unterstützung durch Freunde, Verwandte oder soziale Institutionen, die gerade in Krisenzeiten den Teufelskreis von Armut und Isolation durchbrechen könnte, wird mit zunehmender Dauer der Armut weniger genutzt. Dies v.a. aus Scham und Angst vor Stigmatisierung, aber auch weil soziale Kontakte durch Arbeitsplatzverlust oder Wohnortwechsel verlorengingen (Jackson 1990 in Neuberger 1997, Walther 1999).

Für die Kinder ist insbesondere das veränderte elterliche Erziehungsverhalten spürbar: Arme Jugendliche berichten in einer Studie von Mansel (1998) nicht nur über häufigere Konflikte, sondern auch über restriktives, einengendes und bevormundendes Erziehungsverhalten der Eltern bzw. Inkonsequenz im Erziehungsstil (übermässige Verwöhnung – autoritäres Verhalten, Hefler, Rippl, Boehmke 1998). Alarmierend sind insbesondere Studien, die einen Anstieg der Kindesmisshandlungen bei einer Verschlechterung der gesamtwirtschaftlichen Lage feststellten (Siegal 1984 in Neuberger 1997). Mehrere Studien geben Hinweise darauf, dass nicht unmittelbar die ökonomische Deprivation, sondern das Familienklima und veränderte Verhalten der Eltern zu Belastungen und Verhaltensauffälligkeiten der Kinder führt (Walper 1988).

2.7 Zukunftsperspektiven und längerfristige Folgen von Armut

Alle diese Einschränkungen stellen für die Kinder nicht nur eine kurzfristige Belastung dar, sondern können längerfristige Folgen haben. Die meisten der angesprochenen direkten Auswirkungen der Armut auf Jugendlichen kumulieren zu einem Defizit, das die Zukunftsperspektiven der Betroffenen verschlechtern: Die schlechteren schulischen Leistungen verringern die Chancen auf dem Lehrstellen- und Arbeitsmarkt. Ein schlechterer Gesundheitszustand, Konflikte mit dem Gesetz und mit sozialen Institutionen bleiben ebenfalls kaum ohne Folgen für die weitere berufliche und private Zukunft. Damit steigt auch das Risiko, dass die betroffenen Kinder und Jugendlichen dereinst das gleiche Schicksal erleiden, das sie in ihrer Herkunftsfamilie erfahren haben. Beobachtungen von Busch-Geertsema (1990 in Neuberger 1997) zeigten sogar schon in einem Kinderhort die Bereitschaft der Kinder, das soziale Erbe ihrer Eltern anzutreten: Die gewohnte Abhängigkeit von der Sozialhilfe wird für sie zu einer Lebensperspektive. Hinzu kommt, dass die Lösung akuter Notlagen den Familienalltag determiniert und gemeinsame Lebensplanung mit den Kindern kaum stattfindet (Neuberger 1997). Amerikanische Studien zeigen, dass tatsächlich eine Gefahr der „Vererbung“ von Armut, wenn auch nicht zwangsläufig, besteht (vgl. Buhr 1998).

Zwischenfazit

Die zitierten Studien zeigen eindrücklich, dass sich auch in unserer Gesellschaft ökonomische und soziale Benachteiligung in zentralen Lebensbereichen teilweise massiv auswirkt und auch länger-

fristig für manche Betroffene keine guten Prognosen gestellt werden können. Der Zusammenhang zwischen Armut und Defiziten in der emotionalen und kognitiven Entwicklung von betroffenen Kindern wurde insgesamt breit untersucht und in seiner quantitativen Dimension wiederholt bestätigt. Dennoch wissen wir wenig darüber, wie genau die materielle Situation die Sozialisationsbedingungen der Kinder beeinflusst und ihr Denken, Fühlen und Handeln prägt.

Etwas abstrakter ausgedrückt, lautet die zentrale Fragestellung: Wie übersetzen sich die strukturellen Bedingungen (hier Armut) in individuelles Alltagserleben und Handeln (hier: der Eltern und der Kinder)? Es ist naheliegend in diesem Zusammenhang zuerst danach zu fragen, wie armutsbetroffene Familien ihren Alltag erleben, wie sie mit materiellen Einschränkungen konkret umgehen und welche anderen Lebensbereiche betroffen sind (z.B. soziale Kontakte, Freizeitmöglichkeiten, usw.). Darüberhinaus interessiert uns aber vor allem auch, welche „Spuren“ dieser Alltag längerfristig hinterlässt, d.h. welche Bewertungs- und Handlungsmuster sich unter den gegebenen Bedingungen einspielen, verfestigen und sich auch auf andere Lebensbereiche auswirken. Diese sind zwar kurzfristig entlastend, aber engen längerfristig möglicherweise den Handlungsspielraum zusätzlich ein und könnten zur erwähnten „Vererbung“ der Armut beitragen.

3 Fragestellungen

Die Fragestellungen gliedern sich in drei Teilbereiche, die dann auch im Ergebnisteil den Bericht strukturieren: Im ersten geht es um die strukturellen/objektiven Bedingungen unter denen die von uns befragten Familien leben. Im zweiten Teil um die Orientierungsmuster und Handlungsstrategien der betroffenen Eltern und ihrer Kinder. Im dritten Teil soll die familiäre Dynamik näher beleuchtet werden. Die unter d) formulierten Fragestellungen zur Einschätzung längerfristiger Auswirkungen von Armut werden in der Diskussion/Schlussfolgerungen wieder aufgenommen.

a) **Strukturbedingungen: Ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital**

Wie stellt sich die Situation der Familien im Moment bezüglich der zur Verfügung stehenden Ressourcen bzw. Belastungen dar?

Über welche ökonomischen Ressourcen verfügt die Familie im Moment? Wie präsentiert sich momentan die familiäre Situation und die Wohnsituation? Über welches Beziehungsnetz verfügt die Familie (soziales Kapital)? Über welche kulturellen Ressourcen verfügt die Familie? (z.B. Ausbildung der Eltern)

b) **Orientierungsmuster und Handlungsstrategien von Eltern und Kindern**

Wie erleben die Eltern ihre Situation?

Welche Orientierungsmuster und Handlungsstrategien haben sie im Umgang mit materiellen Defiziten ausgebildet und wie und in welchen Situationen kommen sie zur „Anwendung“. Wie verhalten sich die Eltern gegenüber den Kindern, insbesondere wenn es um die materielle Situation geht? Welche Rolle spielt das soziale Umfeld?

Wie erleben die Kinder ihre Situation?

Welche Orientierungsmuster und Handlungsstrategien zeichnen sich ab und in welchem Verhältnis stehen sie zu denjenigen der Eltern? Wie positionieren sich die Kinder in ihrem sozialen Raum (Schule, Gleichaltrige) und gegenüber den Eltern/der Familie?

c) **Familiäre Dynamik**

Nicht nur die einzelnen Familienmitglieder versuchen die Situation zu bewältigen, sondern das System „Familie“ als ganzes sucht nach einem Umgang mit der Situation. Vielfach betont wird der Einfluss der elterlichen Situationswahrnehmung und –bewältigung auf die Kinder (z.B. Neuberger 1997). Umgekehrt wirkt aber auch der Umgang der Kinder mit der Situation auf die Eltern zurück, bestätigt oder entkräftet die Strategien der Eltern. Die sich daraus ergebende familiäre Dynamik ist entscheidend dafür, auf welchem „Niveau“ die Familie ihren Umgang mit der Situation finden kann, wie flexibel sie mit anstehenden Entwicklungsaufgaben umgehen und sich dennoch stabilisieren kann. Es sind verschiedenste Rollenkonstellationen und Anpassungsstrategien denkbar, wie sie auch bei „normalen“ Familien zu finden sind und in der Familiensystemtheorie beschrieben werden. Es stellt sich in unserem Zusammenhang insbesondere die Frage, welchen spezifischen Einfluss die Armutssituation auf die Sozialisationsbedingungen in der Familie hat.

d) Einschätzung der längerfristigen Auswirkungen

Welche Auswirkungen die momentane Situation längerfristig auf die Entwicklung der Kinder hat, wird aus dem vorliegenden Interviewmaterial sicher nur im Ansatz zu erschliessen sein. Dennoch soll dieses Thema diskutiert werden, da es gerade in Bezug auf die sozialpolitische Diskussion von Bedeutung ist. Es geht hier um Auswirkungen, wie sie in der Literaturübersicht (Kap. 2) bereits beschrieben wurden: Auswirkungen im emotionalen/gesundheitlichen Bereich, im kognitiven Bereich (insbesondere Schulleistungen) und im Verhalten (Delinquenz, Sucht) und Prognosen für die künftige Entwicklung.

4 Methoden

4.1 Auswahl und Zugang zu den betroffenen Familien

Mit Hilfe verschiedener Sozialämter konnten sechs Familien mit mindestens einem Kind im Alter zwischen 8-12 Jahre kontaktiert werden. Ursprünglich sollten 20 Familien befragt werden, die Suche stellte sich jedoch als unerwartet schwierig heraus. Trotz der kleinen Zahl von Familien, ist es einigermaßen gelungen, verschiedenen Auswahlkriterien zu genügen: Die befragten Familien sind in unterschiedlichem Mass und in unterschiedlicher Dauer von Armut betroffen (gemessen am monatlichen Einkommen und der Grösse der Familie). Es handelte sich bei der einen Hälfte um Familien aus einer eher ländlichen Gegend, die anderen drei Familien wohnten in Stadtnähe. Die befragten Kindern waren zwischen sieben und 12 Jahre alt, vier davon Mädchen und zwei Knaben.

Nicht repräsentativ war die Auswahl jedoch eindeutig in Bezug auf die Familienform: Alleinerziehende Mütter (wenn z.T. auch in neuer Partnerschaft) waren klar übervertreten (fünf von sechs Familien). Dies ist erstaunt im übrigen nicht, sind sie doch auch in besonderem Mass von Armut betroffen (vgl. Leu et al. 1997). Es ist an dieser Stelle zudem wichtig zu betonen, dass bereits der gewählte Zugang via die Sozialämter den Blickwinkel einschränkt: SozialhilfebezügerInnen stellen nur einen bestimmten Teil der armutsbetroffenen Bevölkerung, nämlich Menschen die nach offiziellen Richtlinien unterstützt werden und mit dieser staatlichen Hilfe in ihrer Existenz zumindest materiell einigermaßen gesichert leben.

4.2 Erhebungsmethoden

Die Interviews fanden zu Hause bei den Familien statt. Die Mütter waren in einem telefonischen Vorgespräch kurz auf die Interviews vorbereitet und gebeten worden, ihre Kinder ebenfalls zu informieren. In den ersten drei Familien wurden die Mütter zeitlich vor den Kindern befragt, in den letzten drei Familien fand die Befragung der Kinder aus organisatorischen Gründen vor der Befragung der Mütter statt. Bei einer Familie war der aktuelle Partner beim Interview ebenfalls anwesend.

4.2.1 Befragung der Eltern

Die Eltern und Bezugspersonen wurden mit Hilfe eines halb strukturierten Interviewleitfadens zu ihrer Situation befragt. In den ersten Interviews wurde strenger auf die Einhaltung der Reihenfolge der Frage geachtet, bei den letzten Interviews wurde dies zugunsten einer entspannteren Gesprächsatmosphäre zurückgestellt.

Thematisch ging es in den Elterninterviews darum zu erfahren, wie es zu der heute finanziell schwierigen Situation gekommen war (offen gestellte Einstiegsfrage), welche konkreten Einschränkungen die Familie in verschiedenen Bereichen (Ernährung, Wohnen, Mobilität, Freizeit, usw.) erleben, und welche Auswirkungen sie aufgrund dieser Situation insbesondere auf die

Entwicklung ihrer Kinder wahrnehmen (Interviewleitfaden im Anhang 8.1.) Die Interviews dauerten zwischen ein- bis zweieinhalb Stunden.

4.2.2 Befragung der Kinder

Die Interviews mit den Kindern waren offener gestaltet: Als Anknüpfungspunkt und um die Aufmerksamkeit der Kinder aufrechtzuerhalten diente eine fiktive Geschichte in einem Bilderbuch: Sie handelte von einem Mädchen („Steffi“), das keine Inlineskates bekommen kann, weil die Mutter als Alleinerziehende nicht genügend Geld für diese Extraausgaben hat, und zeigt, wie das Mädchen mit dieser Situation umgeht (Lukesch & Kirchberg (1998).

Bei den ersten drei Interviews wurde diese Geschichte stückweise erzählt, d.h. immer wieder mit Fragen und Erzählaufforderungen zu den Situationen im Bilderbuch unterbrochen. Da wir vermuteten, dass dies den Erzählfluss hemmte, stellten wir in den folgenden Interviews die Geschichte an den Anfang und nahmen im Interview gegebenenfalls Bezug darauf. So war es z.B. möglich, an bestimmten Ereignissen in der Geschichte anzuknüpfen (z.B. Streit mit den Eltern, Konkurrenz unter Gleichaltrigen) und den Bezug zur eigenen Situation durch das Kind herstellen zu lassen (z.B. mit der Frage „Hast du so etwas Ähnliches auch schon einmal erlebt?“). Im weiteren diente die Geschichte auch dazu, die Kinder Distanz zur eigenen Situation nehmen zu lassen, v.a. bezüglich Situationen, die mit Schamgefühlen verknüpft sein könnten oder tabuisierte Bereiche ansprechen. Die genaue Formulierung der Fragen wurde den jeweiligen Gegebenheiten und der intellektuellen und sprachlichen Entwicklung des zu befragenden Kindes angepasst (Interviewleitfaden im Anhang 8.2.).

Die Interviews mit den Kindern erwiesen sich als schwierig, obwohl die Kinder nicht den Eindruck machten, als ob sie ungewöhnlich scheu oder intellektuell nicht in der Lage wären, über ihre Situation zu berichten. Es war fast nicht möglich aus dem Frage-Antwort-Spiel auszurechnen und die Kinder über längere Zeit „zum Reden zu bringen“, obwohl in der Einleitung darauf hingewiesen wurde, dass es sich bei dem folgenden Gespräch nicht um eine SchülerIn-Lehrerin-Situation handelt. Mögliche Gründe für diese Schwierigkeiten und Konsequenzen werden im folgenden „Zwischenfazit“ diskutiert.

4.3 Auswertung

Sowohl die Interviews mit den Eltern als auch diejenigen mit den Kindern wurden auf Tonband aufgezeichnet und anschliessend transkribiert. Dabei wurde in der Regel alles in Schriftsprache/Hochdeutsch übersetzt, nur einzelne nicht übersetzbare Begriffe wurden beibehalten. V.a. bei den Kinderinterviews waren leider einzelne Teile schwer verständlich.

Das gesamte Interviewmaterial (Mütter und Kinder) wurde daraufhin gemäss dem Vorgehen von Glaser und Strauss (1998) „offen“ codiert und übergeordneten Kategorien zugeordnet (z.B. Eltern-Kind-Beziehung, Beziehung zu Gleichaltrigen, usw.). Auf diesen Schritt folgten Fallbeschreibungen der sechs Familien und parallel dazu wurden die wichtigsten Querschnittsthemen festgehalten und beschrieben (z.B. soziale Beziehungen, Umgang mit der materiellen Situation). Die Beschreibung der Querschnittsthemen führte zu einem fallvergleichenden Vorgehen und in diesem Prozess der Abstrahierung drängte sich eine Typologisierung der Mütter auf (Beschreibung Kap. 5.2.1, vgl. methodisches Vorgehen Kluge 1999). Vor diesem Hintergrund wurde ein theoretisches Modell entworfen (Kap. 5.2.2). Der Zugang zu den Kinderinterviews wurde über

verschiedene Wege versucht: In einem ersten Schritt wurden kurze Fallbeschreibungen aufgrund der vorhandenen Informationen aus den Kinderinterviews geschrieben (5.3.). Einzelne interessante Stellen wurden mit dem Verfahren der „objektiven Hermeneutik“ bearbeitet. Es zeigte sich aber aufgrund der bereits erwähnten Schwierigkeiten mit den Interviews, dass die Interpretation nur vor dem Hintergrund der Interviews mit den Eltern möglich war.

Zwischenfazit

In der Einleitung wurde darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, dass die betroffenen Personen ihre Situation mit ihren eigenen Worten beschreiben können. Dies gilt insbesondere auch für die Kinder, die in der Kindheitsforschung ganz allgemein nicht mehr nur zu Opfern gesellschaftlicher Umstände stilisiert, sondern als Handelnde und Mitgestalter soziokultureller Umstände einbezogen werden sollen (Hürst 2000). Um diesem Anspruch gerecht zu werden, haben wir versucht, qualitative Interviews mit den Kindern zu führen, sind dabei jedoch auf Grenzen gestossen, die bereits von anderen ForscherInnen, z.B. von Fuhs (2000) beschrieben wurden. In seinen „Überlegungen zu einer schwierigen Methode“ (gemeint sind qualitative Interviews mit Kindern) verweist er auf die noch eingeschränkte sprachliche Ausdrucksfähigkeit von Kindern, die v.a. bei Knaben und Kindern aus Familien mit niedrigem sozialen Status noch stärker zu beobachten ist. Hinzu kommt u.E. der Einfluss der schulischen Sozialisation: Die Kinder waren in unserem Interviews offensichtlich darum bemüht, wie in der Schule „richtige“ Antworten zu finden und wurden zusätzlich dadurch verunsichert, dass diese aus den gestellten Fragen heraus nicht so einfach abzuleiten waren. Dieses Interaktionsschema gegenüber Erwachsenen ist zu eingespielt, als dass es sich einfach durch eine Klarstellung am Anfang des Interviews aufheben liesse (vgl. auch Lohaus 1989).

Die genannten Gründe für die Schwierigkeiten bei narrativen Interviews mit Kindern treffen mit grosser Wahrscheinlichkeit auch bei unseren Interviews zu. Darüber hinaus gibt es aber bei „unseren“ Kindern weitere Faktoren, die die schwierigen Interviewverläufe erklären:

Schmerzliche Erinnerungen, Tabuthemen: Es handelte sich bei den von uns angesprochenen Themen teilweise auch um solche, die sehr persönliche Bereiche des Kindes wie auch der Familie tangieren. Dies betrifft besonders Fragen rund um die Familiengeschichte (Scheidungen, Trennung vom Vater), die offensichtlich für die Kinder auch mit schmerzhaften Erinnerungen verbunden waren.

Schamgefühle: Einige der angesprochenen Erlebnisse im Zusammenhang mit Benachteiligung sind für die Kinder wahrscheinlich mit Scham verbunden, und die Kinder sind es sich möglicherweise gewöhnt, ihre Situation so weit wie möglich zu verbergen. So gesehen sind die Schwierigkeiten der Kinder, über ihre Situation zu sprechen, bereits erste Ergebnisse unserer Untersuchung.

Normalität der Situation: Umgekehrt könnte es auch möglich sein, dass Kinder, die keine andere Situation kennen, unsere Problematisierung der Situation und die damit verbundenen Fragen an sie gar nicht verstehen. Auch diese Interpretation könnte bereits ein interessantes Ergebnis sein.

Auswirkungen der sozialen Benachteiligung auf die sprachliche Entwicklung: Es ist auch nicht auszuschliessen, dass die sprachliche Entwicklung dieser sozial benachteiligten Kinder auf einem anderen Stand ist im Vergleich mit anderen gleichaltrigen Kindern (vgl. Fuhrer 2000).

Die methodischen Probleme bei Kinderinterviews beschränken sich allerdings nicht auf die Erhebungssituation allein. Oft werden auch Zweifel am Wahrheitsgehalt und der Glaubwürdigkeit

von kindlichen Aussagen geäußert. Diese und weitere Einwände haben dazu geführt, dass Studien, die auf solchem Datenmaterial basieren mit Skepsis begegnet wird.

In unserer Studie führten die Schwierigkeiten mit den Kinderinterviews zu einer Verlagerung des Schwerpunktes auch bei den Auswertungen: Im ursprünglichen Konzept sollten die Kinderinterviews stark im Zentrum stehen und die von den Eltern erhobenen Daten „nur“ einen Rahmen für die Interpretation dieser Interviews darstellen. Da die Kinderinterviews schwierig zu interpretieren sind, gewannen die Aussagen der Eltern ein grösseres Gewicht. Bereits im Verlaufe der Datenerhebung wurde diese berücksichtigt, d.h. die Mütter wurden ebenfalls mehr zum Erzählen aufgefordert, um so auch besser ihre Interpretationsweisen der Situation herausarbeiten zu können.

5 Ergebnisse

5.1 Die ökonomische und soziale Situation der befragten Familien (Strukturbedingungen)

Das Hauptinteresse dieser Studie liegt in der Erfassung der subjektiven Sichtweise der Situation durch die befragten betroffenen Familien. Dennoch ist es wichtig, sich zu Beginn ein Bild über die „objektiven“ Bedingungen zu machen, unter denen die Befragten leben. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die verschiedenen Lebenssituationen der befragten Familien, die im Anschluss noch näher ausgeführt werden:

Familie	Familiensituation	Kinder	Einkommen pro Monat	Einkommensquellen
M	geschieden	3 (2 Söhne, 12-/8jährig, 1 Tochter, 11jährig)	3100 SFr.	Sozialhilfe, Alimente
L	Ehepaar	2 (2 Töchter, 10-/ 7jährig)	2860 SFr.	Sozialhilfe
S	geschieden	2 (2 Töchter, 13-/11jährig)	3100 SFr.	Sozialhilfe, Alimente Teilzeiterwerbstätig (Pflegeberuf)
R	geschieden, neuer Lebenspartner	3 (2 Töchter, 15-/12jährig, 1 Sohn, 9jährig)	4750 SFr.	Sozialhilfe, Alimente, Geschäftsaufbau
K	getrennt	4 (4 Söhne, 9-, 7-, 6-, 2 jährig)	3900 SFr.	Sozialhilfe, Alimente, Teilzeiterwerbstätig (Putzen)
F	geschieden, neuer Lebenspartner	2 (1 Sohn, 10jährig, 1 Tochter, 7jährig)	2900 SFr.	Sozialhilfe, Alimente Teilzeiterwerbstätig (Putzen)

Tabelle 1: Überblick über Lebenssituationen der befragten Familien

Familiensituation und Kinder: Bei fünf der sechs Familien handelt es sich um alleinerziehende Mütter mit ihren Kindern. Nur in einer Familie leben die leiblichen Eltern mit ihren beiden Kindern zusammen (Familie L). Von den fünf alleinerziehenden Frauen haben zwei zum Zeitpunkt der Befragung einen neuen Lebenspartner, der auch im Haushalt der Familie lebt. In drei Familien leben zwei Kinder, in zwei Familien drei Kinder (von einem bzw. von zwei Vätern) und eine alleinerziehende Frau hat vier Kinder von zwei verschiedenen Vätern. Die Kinder sind zum Zeitpunkt der Befragung zwischen zwei und 15 Jahre alt. Die sechs Kinder, die von uns inter-

viewt wurden waren zwischen sieben und 12 Jahre alt. Vier davon waren Mädchen (7-, 10-, 11-, 13-jährig), zwei davon Knaben (beide 9-jährig).

Einkommenssituation: Zwei Familien beziehen erst seit rund einem halben Jahr Sozialhilfe, die restlichen vier Familien sind seit fünf bis zehn Jahren SozialhilfebezügerInnen. Bei den allein-erziehenden Müttern führte die Trennung vom Lebenspartner und Vater der damals noch kleinen Kinder dazu, dass sie Sozialhilfe beantragtem. Bei der „vollständigen“ Familie ist die Arbeitslosigkeit und eingeschränkte Arbeitsfähigkeit des Partners/Vaters der Hauptgrund für die finanziell prekäre Lage der Familie. Das monatliche Einkommen der befragten Familien beträgt zwischen 2860 SFr. (für eine vierköpfige Familie, 2 Erwachsene) und 4750 SFr. (für eine fünfköpfige Familie). Errechnet man das Pro-Kopf-Einkommen so zeigt sich eine Spannweite zwischen 715 SFr. und rund 950 SFr (nicht gewichtet nach Erwachsene/Kinder).

Neben der Sozialhilfe sind es bei den Alleinerziehenden v.a. die Alimente, die zum Lebensunterhalt beitragen. Drei der sechs Frauen sind ausserdem teilzeitlich erwerbstätig, allerdings aufgrund ihrer Ausbildung und Familiensituationen in eher schlecht bezahlten Anstellungsverhältnissen. Eine Frau versucht, gemeinsam mit ihrem Lebenspartner beruflich selbständig zu werden. Das Geschäft konnte sich aber bisher noch nicht richtig etablieren. Eine Familie (L) muss einen Entscheid abwarten, der die Arbeitsunfähigkeit des Ehemannes bestätigt und eine Unterstützung der IV ermöglicht.

Ausbildung und Arbeitssituation: Über die Ausbildung und Schullaufbahn der Mütter wissen wir leider wenig. Bei zwei Frauen war sie explizit ein Thema: Beide Frauen verfügen über eine Lehre, die eine als Coiffeuse (nicht erwerbstätig im Moment, hilft im Geschäft des Mannes), die andere als Tierarztgehilfin (nicht in ihrem Beruf tätig). Zwei weitere Frauen, die erwerbstätig sind, arbeiten im Moment als Putzfrauen (Ausbildung nicht bekannt). Zwei Frauen sind im Moment nicht erwerbstätig und es ist auch nichts über eine Ausbildung bekannt (L, M). Im Moment absolviert keine der Frauen irgendeine Form beruflicher oder sonstiger Weiterbildung.

Wohnsituation: Die Wohnsituationen präsentieren sich recht unterschiedlich: Drei Familien wohnen in eher ländlicher Umgebung, drei Familien in der Nähe einer Stadt. Die Familien leben in 3- bis 4-Zimmerwohnungen, eine Familie in einem kleinen Haus. Bei vier Familien ist aus verschiedenen Gründen ein Umzug geplant (Mietzinserhöhung, schlechte Wohnqualität, Nachbarschaft). Nur zwei Frauen sind mit ihrer momentanen Wohnsituation wirklich zufrieden. Allerdings sind es nicht in erster Linie beengte Wohnverhältnisse, die den Familien zu schaffen machen, sondern die Qualität/der Zustand der Wohnung, die Wohnlage und die unsicheren Aussichten wegen geplanten Sanierungen.

Soziale Beziehungen: Vier der sechs Frauen pflegen mehr oder weniger regelmässigen Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie (v.a. Eltern, Geschwister, Schwager/Schwägerin). Eine Frau hat die Beziehung zum Elternhaus abgebrochen, eine Frau ist (wie ihr Partner) in einem Heim aufgewachsen und kennt ihre leiblichen Eltern nicht. Eine wichtige Bezugsperson für die alleinerziehenden Familien ist der leibliche Vater der Kinder: Drei Familien pflegen ziemlich regelmässigen Kontakt mit den Vätern (Besuchsrecht der Väter). Bei zwei Familien findet dieser Kontakt eher sporadisch statt (bei Problemen, auf Initiative der Kinder). Nachbarschaftliche Kontakte werden sehr unterschiedlich gepflegt: Zwei Frauen beschreiben eher freundlich-oberflächliche Kontakte zu ihrer Nachbarschaft (umfasst kurze Wortwechsel, z.T. auch kleine Nachbarschaftshilfen). Zwei Frauen, eine davon in einem „besseren Quartier“ wohnhaft, die andere in einem ländlichen Dorf, beschreiben die Erfahrung, ausgegrenzt zu werden. Zwei Frauen erzählen von bestehenden Freundschafts- und Vertrauensbeziehungen in der Nachbarschaft bzw. im weiteren Umfeld. Kontakte am Arbeitsplatz sind im Interview kein Thema, da keine der beiden erwerbstätigen

Frauen in einem Arbeitsteam integriert ist. Wichtig sind hingegen die Kontakte, die die Familien mit ihren BetreuerInnen auf dem Sozialamt haben.

Zwischenfazit

Ein Kriterium für die Auswahl der Familien war, dass sie Sozialhilfe beziehen. Wir haben es also gemäss offizieller Definition mit Familien zu tun, die materiell abgesichert sind, wenn auch auf dem Existenzminimum. Dies trifft im Prinzip für alle Befragten zu, dennoch präsentiert sich die Einkommenssituation sehr unterschiedlich, wie der Vergleich der Familieneinkommen und der Pro-Kopf-Einkommen zeigt. Man könnte vor diesem Hintergrund die kritische Frage stellen, wie es dann zu legitimieren ist, diese Familien der gleichen Kategorie „arm“ zuzuordnen. Dagegen ist einzuwenden, dass wir in dieser Studie von einem Armutsbegriff ausgehen, der nicht alleine die materielle Existenzsicherung umfasst, sondern insgesamt die Chancen der Betroffenen, am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilzunehmen. Der soziale Status oder nach Bourdieu (1985) die „Position im gesellschaftlichen Raum“ hängt nicht nur bzw. nicht in erster Linie vom verfügbaren ökonomischen Kapital, sondern v.a. auch von kulturellem (v.a. Bildung) und sozialem Kapital (förderliche Beziehungen) ab. Diese Bedingungen sind mitentscheidend dafür, ob Armut nur eine vorübergehende Phase oder ein Zustand ist, der über längere Zeit ertragen werden muss und so auch Einstellungen und Verhalten prägt. So gesehen sind die Ausgangsbedingungen bei den von uns befragten Familien ähnlich: Hinsichtlich des „sozialen Kapitals“ sind v.a. die überwiegend schwierigen familiären Geschichten zu erwähnen, die bei den Alleinerziehenden Ausgangspunkt für die Sozialhilfeabhängigkeit waren. Obwohl sie teilweise bereits viele Jahre zurückliegen, sind die Folgen immer noch mehr oder weniger spürbar (z.B. schwierige, ungeklärte Verhältnisse zu den geschiedenen Vätern). Ausserdem verfügt kaum eine der befragten Familie wirklich über ein tragfähiges soziales Netz: Es zeigen sich Tendenzen zur Isolation, konfliktbeladene Beziehungen, fehlende oder schwierige Kontakte mit der Herkunftsfamilie und fehlende Vertrauensbeziehungen. In allen Familien sind die Kinder teilweise noch so klein, dass es für die Frauen schwierig ist, einer Erwerbstätigkeit vollzeitlich nachzugehen. Da in unserer Gesellschaft Arbeit einerseits ein wesentlicher Bestandteil sozialer Identität und Wertschätzung ist, andererseits soziale Integration ganz konkret auch über Kontakte am Arbeitsplatz erlebt wird, entgeht den betroffenen Frauen hier ein wichtige Chance zur Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Im übrigen wäre vor dem Hintergrund ihrer defizitären „kulturellen Ressourcen“ (fehlende, schlechte, nicht anerkannte Ausbildung) auch eine vollzeitliche Erwerbstätigkeit der Frauen nicht ausreichend für die Existenzsicherung der Familie. Für die Zukunft sehen die beruflichen Aussichten ebenfalls nicht gerade vielversprechend aus.

Bereits dieser eher oberflächliche Einblick in die verschiedenen Lebenssituationen der Betroffenen zeigt, wie eng diese verschiedenen „Kapitalformen“ miteinander verknüpft sind: Defizite im ökonomischen Kapital gehen oft, wenn auch nicht zwangsläufig mit Defiziten in den anderen Bereichen einher. Wenn wir die Situation armer Familie ganzheitlich, insbesondere auch hinsichtlich ihrer Auswirkungen auf die Kinder, verstehen wollen, gilt es diese Zusammenhänge zu berücksichtigen.

5.2 Orientierungsmuster und Handlungsstrategien der betroffenen Eltern/Frauen

5.2.1 Dimensionen der persönlichen und sozialen Positionierung in verschiedenen Handlungsfeldern

Das zur Verfügung stehende Kapital/die Ressourcen (ökonomisch, kulturell, sozial) bestimmen also nach Bourdieu (1985 in Treibel 1993) einerseits die Position im „sozialen Raum“ und gleichzeitig prägen die Erfahrungen in diesem „Raum“ eine Haltung, die als „Habitus“ bezeichnet wird. Die erwähnte „Vererbung“ der Armut wäre nach Bourdieu somit auch die Folge eines unter Armutbedingungen geprägten „Habitus“, der die Akteure dazu bringt, „die soziale Welt so wie sie ist hinzunehmen, als fraglos gegebene, statt sich gegen sie aufzulehnen und ihr andere, wenn nicht sogar vollkommen konträre Möglichkeiten entgegenzusetzen“. Dem entgegen steht die Tatsache, dass die von uns befragten Frauen hier in der Schweiz inmitten von „konträren Möglichkeiten“ leben. Unter diesen Umständen dürfte es für sie nicht immer einfach sein, sich von gesellschaftlichen Erwartungen, vorgelebten Alternativen und eigenen, wenn vielleicht auch unrealistischen Ansprüchen abzugrenzen. Zu irgendeinem Zeitpunkt, möglicherweise auch permanent müssen sich die betroffenen Eltern mit der Frage auseinandersetzen, ob sie ihre soziale Position nicht vielleicht doch verbessern könnten. Die Ausgangslagen der betroffenen Familien für eine solche Verbesserung wurden weiter oben als nicht gerade vielversprechend beschrieben. Die in diesem Spannungsfeld zwischen „soziale Position beibehalten“ und „soziale Position verändern“ entwickelten Orientierungsmuster und Handlungsstrategien sind gerade im Hinblick auf die künftige Entwicklung und den Umgang mit der Situation von Bedeutung. Sie sind vermutlich nicht nur zeitlich relativ stabil, sondern haben auch die Tendenz in unterschiedlichen Situationen und „Handlungsfeldern“ ähnlich zum Ausdruck zu kommen. Zu diesen Handlungsfeldern gehören: Die eigene Person und ihre Bedürfnisse und Ziele (Was möchte ich erreichen? Womit gebe ich mich zufrieden?), die Bedürfnisse und Ziele der Familie als Ganzes und diejenigen der Kinder (Was möchte ich meinen Kindern ermöglichen? Wo ist Verzicht möglich oder nötig?) und die Haltung und Strategien gegenüber dem sozialen Umfeld (Inwieweit brauche ich sie? Inwieweit brauchen sie mich?) (siehe Tab. Anhang 8.3.).

Die von uns befragten Mütter bewegen sich unterschiedlich in diesem Spannungsfeld zwischen „bleiben“ (bez. sozialer Position) und „gehen/verändern“: Diese Unterschiede äussern sich in ihrer Beurteilung der aktuellen Situation, ihren Handlungszielen, ihren Einschätzungen der Ressourcen in Bezug auf diese Ziele und in ihren Handlungsstrategien („bleiben“ – „gehen/verändern“) und kommen in unterschiedlichen Handlungsfeldern oft in ähnlicher Weise „zur Anwendung“. Grob liessen sich drei Grundmuster bei den von uns befragten Müttern erkennen, die in der untenstehenden Abbildung im Überblick und im folgenden dann genauer beschrieben werden (Die skizzierten Dimensionen in der Abbildung 1, sind im Anhang 8.3. detaillierter beschrieben). Die Abbildung (Abb. 1) ist als Illustration zu verstehen und nicht als Quantifizierungsversuch qualitativer Daten.

Als „typähnlich“ werden im folgenden Frau M. und Frau L., Frau S. und Frau R. und Frau K. und Frau F bezeichnet. Die Zuordnung zu einem „Typus“ bedeutet nicht, dass sich diese Frauen in jeder Hinsicht ähnlich sind, wie bereits Abb.1 zeigt. Jedoch bestehen hinsichtlich der wichtigen Kategorie der „Handlungsstrategien“ relativ deutliche Gemeinsamkeiten innerhalb eines Typus und Unterschiede zwischen den drei Typen, so dass diese Zuordnung gerechtfertigt erscheint.

F, K, M, R, S, L = Kürzel für die befragten Frauen

Dimensionen			
Situationsbewertung	positiv	Ambivalenz	
Ressourceneinschätzung	positiv	negativ	
Ziele	Entwicklung	Entspannung	
Handlungsstrategien	Aktiv	Passiv	
Beziehung zu sozialem Umfeld	Indifferente Offenheit	Abschottung	
		Flexible Grenzziehung	

Abbildung 1: Grundtypen im Umgang mit der Situation (Frauen)

Die folgende Beschreibung der drei Typen gliedert sich *nicht* nach den oben genannten Gesichtspunkten „Situationsbewertung“, „Ressourcen“, „Ziele“ und „Strategien“, sondern orientiert sich an den verschiedenen Handlungsfeldern (siehe Anhang 8.3), in denen die Orientierungsmuster und Strategien wirksam werden:

Bezug zur eigenen Geschichte (insb. Hintergründe für die Sozialhilfeabhängigkeit)

Bewertung der materiellen Situation und Sparstrategien

Rolle der Kinder im Leben der Mütter

Eigene Bedürfnisse und Perspektiven

Zukunftsperspektiven der Familie

Beziehungen zum sozialen Umfeld

5.2.2 Fallbeschreibungen und Begründung der Typologie

Gruppe 1: Schicksalsergebene und duldsame Frauen

Frau M

Frau M. lebt mit ihren drei Kindern (zwei Knaben, 1 Mädchen) in einem grösseren Wohnblock in Stadtnähe. Sie wurde sozialhilfeabhängig als sie sich vor neun Jahren von ihrem Mann trennte. Diese Entscheidung kam damals v.a. auf Druck von aussen zustande, zuerst von Bekannten und

Verwandten, die „alle auf sie zugekommen sind“. Sie konnte sich jedoch erst nach langem „Hin- und Her“ dazu durchringen, v.a. auch als ihr das Sozialamt damit droht, ihr sonst die Kinder wegzunehmen.

In Bezug auf die materielle Situation ihrer Familie nimmt Frau M. zwar in allen Bereichen Einschränkungen wahr, ohne jedoch einen Bereich besonders zu betonen oder klare Prioritäten zu setzen. Sie relativiert viele Einschränkungen und betont Kompensationsmöglichkeiten, v.a. wenn es um ihre eigenen Bedürfnisse geht: So erklärt sie beispielsweise, dass sie die Ferien sowieso lieber zu Hause verbringe als zu verreisen oder, dass sie gut auf Freizeitaktivitäten wie z.B. Sport verzichten könne, weil sie mit ihrer Putzarbeit für die Nachbarin bereits genug Bewegung habe. Eine ihrer weiteren Strategien besteht darin, die Situation zu entschärfen, indem sie ihr Anspruchsniveau, z.B. was die Ernährung betrifft, relativ niedrig setzt:

„Sie müssen nicht hungern, sie haben immer. Und was bei mir ist, die Getränke, jetzt habe ich, gut Wasser, weil Aktion gewesen ist, aber sonst gibt bei mir ziemlich Tee (...). Das ist jetzt mal eine Ausnahme, weil ich gedacht habe ich kann nicht immer Tee, ich muss mal abwechseln. Aber sie akzeptieren es. Doch, doch.“

In diesem Zitat offenbart sich allerdings auch ein Zwiespalt von Frau M: Einerseits glaubt sie, ihren mütterlichen Versorgungspflichten zu genügen, lässt dann dennoch Ansprüche und Zweifel aufkommen (es braucht Abwechslung), um diese jedoch gleich wieder zu beruhigen (Kinder akzeptieren es) und sich zu versichern, dass aus Ausnahmen (Aktion) nicht Ansprüche abgeleitet werden dürfen. Für längerfristige Entlastung und Erholung sorgte bei Frau M. das Sozialamt, indem es ihr z.B. vorschlägt, die Kinder an einigen Tagen im Hort unterzubringen. Ferien wurden ebenfalls auf Anfrage des Sozialamts für die Familie M. organisiert.

Das **soziale Netz** von Frau M. ist relativ klein: Frau M. besucht ihre Eltern häufig und regelmäßig. Die Kontakte in der Nachbarschaft sind eher oberflächlich freundlich, mit Ausnahme einer Nachbarin, mit der sie näheren Kontakt pflegt. Sie fühlt sich ansonsten wohl in ihrer Wohnung, weil in ihrem Quartier die meisten Sozialhilfe beziehen, sie so nicht auffallen und die Kinder nicht „geföppelet“ werden. Allerdings macht sie sich auch Sorgen darüber, welchen Einfluss der Umgang mit Ausländerkindern auf ihre Kinder hat und fühlt sich ausgeschlossen, weil diese Familien einen starken Familienzusammenhalt haben. Ambivalent ist ihre Beziehung zum Sozialamt: Obwohl man ihr dort freundlich begegnet und sie beruhigt, verursacht ihr der Gang dorthin jedesmal noch Bauchweh und Durchfall.

Bei Frau M. ist die Frage, ob sie ihre Situation mit eigenem Einkommen verbessern könnte, v.a. von den Ansprüchen der Kinder abhängig, die „wollen einfach haben, dass das Mami daheim ist“. Gefestigt wird die Haltung von Frau M., dass man für die Kinder da sein muss (die sie eigentlich als Haltung der Kinder definiert...), zusätzlich durch das konträre Verhalten ihres Exmannes, der ihr nur „lächerlich“ wenig Alimente zahlt und gleichzeitig ein unabhängiges und beruflich erfolgreiches Leben führt (um das sie ihn allerdings auch beneidet). Ihr bleibt es überlassen, die Rolle der umsorgenden Mutter zu übernehmen, denn was ist ihr in dieser Situation anderes „übriggeblieben“, wie sie es ausdrückt. Ihre eigene Zukunft sieht Frau M. zwar durchaus auch in einem Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit, der gleichzeitig ihrem Bedürfnis nach vermehrten sozialen Kontakten entgegenkommen würde. Allerdings setzt sie sich mit dem beschriebenen „Mutterethos“ die Hürden selber recht hoch. Dafür wird sie später auch einmal nicht allein sein, meint sie und auch heute hat ihr Dasein, trotz des schwierigen Alltags („es ist kein „Schleck““) einen Sinn. In Bezug auf die Zukunft der Kinder hegt Frau M. keine grossen Ambitionen: Sie ist zufrieden mit ihren Schulleistungen und passt sich dem jeweiligen Niveau an, das ihr die Kinder bieten: Entsprechend ist sie stolz auf ihren Sohn, der bei den Übertrittsprüfungen gute Aussichten hat und auch zufrieden mit den Leistungen ihrer Tochter in der Kleinklasse.

Frau L

Familie L. ist die einzige „vollständige“ Familie in unserer Auswahl. Das verheiratete Paar lebt mit seinen zwei Mädchen in einem Wohnblock in Stadtnähe. Die Familie ist in die Sozialhilfeabhängigkeit „dricho“, weil ihr Mann infolge eines Rückenleidens arbeitsunfähig wurde, die IV jedoch noch nicht bezahlen will. Im Moment ist dieser Entscheid noch hängig.

Frau L. ist insgesamt mit ihrer und der Situation ihrer Familie deutlich unzufriedener als Frau M. und sie gibt zu, dass sie ohne stimmungsaufhellende Medikamenten die Situation und ihre Depressionen nicht ertragen würde. Im Gespräch ist es ihr ein Anliegen, auf ihre schwierige Lage aufmerksam zu machen:

„Wir müssen uns einfach überall einschränken. Wir müssen einfach zwei mal überlegen, bevor wir uns etwas leisten, oder. (...)Wir haben auch kein Heftli abonniert, keine Zeitung und nichts. Die Kinder würden schon gerne Skifahren oder Schlittschuhfahren, aber das liegt halt nicht drin.“

Ein weiteres drastisches Beispiel liefert Frau L. mit der Beschreibung der gesundheitlichen Auswirkungen, die die Situation hat: Ihr Mann hat „den Mund voller Löcher“, der Zahnarztbesuch wird jedoch so lange hinausgeschoben bis die Schmerzen nicht mehr zum Aushalten sind. Eine schwer nachvollziehbare Ambivalenz zeigt sich bei Frau L. darin, dass sie diese schwerwiegenden Klagen über ihre Situation scheinbar so gelassen und z.T. sogar lächelnd ausspricht. Verzicht leistet sie v.a. auch, wenn es um ihre eigenen Bedürfnisse geht (sie hat ihr Hobby Schlittschuhfahren aufgegeben). In Frau L.'s Schilderungen ihrer mühseligen und ungewissen Situation fällt entsprechend der positive Punkt, dass sie dank Nichterwerbstätigkeit genügend Zeit für ihre **Kinder** habe, besonders auf und ins Gewicht. Dies ist wohl auch ein Grund dafür, dass sie Probleme der Kinder, beispielsweise die Schulschwierigkeiten nicht auf die Situation, sondern auf organische Ursachen zurückführt.

Das **soziale Netz** der Familie L. scheint ebenfalls klein zu sein: Frau L. bezeichnet ihre Schwägerin als wichtige Unterstützung. Weiter erwähnt Frau L. erwähnt keine ausserfamiliären Vertrauenspersonen: Auf die Frage nach emotionaler Unterstützung, meint sie, dass sie manchmal einen „Sack Lebensmittel“ erhalte. Frau L. schämt sich manchmal für ihre Situation, z.B. wenn ihre Tochter gegenüber Erwachsenen im Quartier erwähnt, dass ihre Familie Sozialhilfe bezieht.

In Bezug auf die Zukunft ist Frau L. pessimistisch und befürchtet, dass ihre Familie nicht mehr aus dieser Situation herausfindet. Das zukünftige Schicksal der Familie liegt aus ihrer Sicht zum einen ganz klar in der Hand der Behörden, die diesen Entscheid fällen werden. Zum anderen ist die finanzielle Zukunft der Familie vom Arbeitsmarkt abhängig, falls ihr Mann doch wieder auf Stellensuche gehen müsste. Sorgen macht sie sich auch um ihre Wohnsituation: Der Wohnblock wird saniert und die Mieten werden danach deutlich steigen.

➡ ➡ Frau M. und Frau L. wurden aufgrund ihrer eher passiven, abwartenden Haltung der gleichen Gruppe zugeordnet. Beide wirken im Gespräch als Personen eher **blass und zurückhaltend**. Diesen Eindruck erwecken sie einerseits durch die Art, wie sie über die Situation sprechen: Sie klagen nicht an, brauchen keine deutlichen Worte, sondern schildern ihre Situation relativ emotionslos, teilweise sogar mit einem allerdings etwas verbitterten Lachen. Andererseits entsteht dieser Eindruck, wenn sie über ihre **Vergangenheit** sprechen und darüber, **wie es zu ihrer Sozialhilfeabhängigkeit gekommen** ist: Aussenstehende bzw. das Schicksal waren dafür verantwortlich, dass sie in diese Situation gekommen sind. Auch in Bezug auf ihre Zukunft messen sich die beiden Frauen nur geringen Einfluss bei (Abb.1 -> Einschätzung der eigenen Ressourcen: eher negativ, Handlungsstrategien: passiv)

Beide Frauen ähneln sich darin, dass sie relativ diffuse **materielle Mängel** in fast allen Bereichen (Ernährung, Kleidung, Freizeit, usw.) wahrnehmen und von sich aus keine erkennbaren klaren Prioritäten in einen oder anderen Bereich setzen. Auf die diesbezügliche Frage, wo für sie die Einschränkungen am schmerzlichsten sind, nennen beide Frauen Einschränkungen bei den Kindern. Im Vordergrund stehen bei beiden Frauen Belastungen im Alltag und Strategien, wie diese kurzfristig bewältigt oder gelindert werden können. Allerdings unterscheiden sich die beiden Frauen in ihrer **Situationsbewertung** sehr deutlich: Frau M. neigt zu Beschönigungen, während Frau L. die Belastungen der Situation hervorstreicht, allerdings nicht mit anklagender Stimme, sondern eher resigniert. Bei beiden Frauen haben besonders die **eigenen Bedürfnisse** einen recht geringen Stellenwert. In Bezug auf die **Kinder** ist bei beiden Frauen der Anspruch da, für die Kinder möglichst rund um die Uhr zur Verfügung zu stehen. Obwohl beide Frauen sich im Alltag für die Versorgung ihrer Kinder stark machen, hegen beide momentan keine allzu grossen **Ambitionen** in Bezug auf die **Zukunft ihrer Kinder** und machen sich auch nicht auffällig Sorgen darum. Auch hier geht es, v.a. bei Frau M. darum, Reibereien im Alltag im Rahmen zu halten (siehe Familiendynamik). Frau M. und Frau L. haben beide ein relativ kleines **soziales Netz**, in dem die Herkunftsfamilie eine wichtige Rolle spielt. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, dass beide Frauen eher zurückgezogen leben, allerdings nicht, weil sie den Kontakt aus irgendwelchen Gründen meiden würden, sondern weil ihnen die Bewältigung des Alltags mit den Kindern und die Sorgen (v.a. bei Frau L.) keine Energie mehr lassen für soziale Kontakte. Als tendenziell „indifferent offen“ (Abb.1) wurde diese Beziehungsform insofern bezeichnet, dass beide Frauen wenig Kriterien offenbaren in Bezug darauf, wer in ihrem Leben (abgesehen von den Kindern) eine Rolle spielen soll. Diese Haltung zeigt sich z.T. auch in den Beziehungen zu institutioneller Unterstützung: Die **Unterstützung des Sozialamts** oder anderer institutioneller/professioneller Hilfe wird von den Frauen akzeptiert, aber es sind weder klare positive Emotionen, noch auf der anderen Seite, Abwehr der Kontrolle und Abhängigkeit festzustellen

Gruppe 2: Fordernde und sich abgrenzende Frauen

Frau R

Frau R. wohnt mit ihren drei Kindern und ihrem Lebenspartner (nicht der leibliche Vater der Kinder) in einem kleinen Haus in eher ländlicher Umgebung. Sie beginnt ihre Geschichte der Sozialhilfeabhängigkeit mit dem Scheitern ihrer ersten Ehe: Mit dem zweiten Kind haben sich Probleme in der bisher funktionierenden Partnerschaft eingestellt, die „natürlich“ Folgen hatten: Sie lernte einen anderen Mann kennen und trotz Pille hat sich ein anderes Kind „angemeldet“. Sie stand dann vor der Frage, was ihr wichtig ist im Leben und entschied sich für ihr Kind und für die Trennung von ihrem Mann. Frau R. durchläuft danach verschiedene Phasen, in denen sie auf unterschiedliche Weise versucht (mit Arbeit, mit Sozialhilfe), sich und ihre Kinder über Wasser zu halten. Nach einer Phase der Doppelbelastung trat ihr derzeitiger Lebenspartner in ihr Leben, der in ihren Schilderungen als der Retter aus ihrer Notlage als Alleinerziehende erscheint.

Für Frau R. stehen weniger die alltäglichen materiellen Einschränkungen im Vordergrund: Was das betrifft, hat sie gelernt, ihre kreativen Fähigkeiten zu nutzen und z.B. aus wenigen Zutaten ein gutes Essen zuzubereiten. Auch ihre momentane Wohnsituation ist einigermaßen befriedigend. Für sie ist die **Gesamtlast und die Unausweichlichkeit** kennzeichnend für die Situation, das Gefühl immer wieder vor neuen Problemen zu stehen und nie ausweichen zu können. Am schmerzlichsten empfindet sie es, bei gemeinsamen Familienaktivitäten sparen zu müssen. Um sich hier etwas leisten zu können, „leidet“ sie auch „gerne“ in anderen Bereichen. Ihr Strategie sich zu entlasten, besteht darin, die Harmonie und Wärme in der Familie als Kompensati-

onsmöglichkeit für die materiellen Defizite zu betonen und sich damit zu trösten, dass Familien in ihrem Bekanntenkreis noch schwierigere Probleme haben.

„Ich denke mir einfach: wir haben eine Harmonie in der Familie, die vielleicht nicht alle haben. Und ich denke, die hebt uns eigentlich über alles.“

Es ist ihr sehr wichtig, ihre **Kinder** auf den „richtigen Weg“ zu bringen und dies unabhängig von der Situation, in der sie steht. Dass der immer wieder im Interview hervorgehobene familiäre Zusammenhalt den Belastungen jedoch nicht immer standhalten kann, wird deutlich, wenn sie von den z.T. massiven Konflikten in der Familie erzählt.

Frau R. bezeichnet sich selber als misstrauisch gegenüber ihrer **sozialen Umgebung** und sieht den Grund dafür in ihren schlechten Erfahrungen in der Vergangenheit. Bereits als Heimkind erlebte sie, dass man mit den Fingern auf sie zeigte und sie als Sündenbock herhalten musste, wenn etwas im Dorf passierte. Auch heute sieht sie ihre Familie im Dorf diskriminiert und empfindet das soziale Klima als „kalt“ und „knallhart“. Sie ist in der Folge sehr wählerisch geworden: Sie möchte nur noch „tolle“ Freunde und die könne man sich „an einer Hand abzählen“. Ihre persönliche Beziehung zu ihrer Betreuerin auf dem Sozialamt bewertet sie zwar positiv, sie betont jedoch, dass es ihr wichtig sei, die Kontrolle über ihr Leben zu behalten und will wissen, wohin ihr Geld geht.

Bezüglich eigener/familiärer **Zukunftsperspektiven** sind Frau R. und ihr Lebenspartner vorsichtig optimistisch: Sie hoffen, das ihr eigenes selbständiges Geschäft bald besser läuft. Frau R. hat in diesem Geschäft eine wichtige Position, weil sie, weniger nachgiebig als ihr Partner, in schwierigen Geschäftsverhandlungen oft das Wort führt. Trotzdem fühlen sie sich von ihren Geschäftspartner oft ausgenutzt und sind sich gleichzeitig bewusst, dass ihr geschäftlicher Erfolg auch davon abhängen würde, dass sie sich mehr im Dorf integrieren würden (Kirche, Partei, usw.).

Frau S

Frau S. lebt mit ihren beiden Töchtern am Rande eine Stadt in einem kleineren Wohnblock. Sie wurde ebenfalls nach der Trennung von ihrem Ehemann sozialhilfeabhängig. Mit deutlicher Verbitterung spricht sie davon, wie schwierig es für sie war, beruflich wieder Fuss zu fassen: Ihr Berufsabschluss wurde aus formalen Gründen nicht anerkannt und sie fiel so trotz Berufserfahrung „zwischen Stühle und Bänke“. Inzwischen hat sie für sich den Schluss daraus gezogen, dass es sich mehr lohnt, ihre Energie in die Zukunft der Kinder zu investieren, und gibt zu, mit ihrem eigenen Leben abgeschlossen zu haben. Frau S. fühlt sich einer „Dynamik ausgeliefert“ und in ihren Möglichkeiten „beschnitten“: Sie erhält wegen einer chronischen Erkrankung zwar IV, was für sie eine gewisse Entlastung bedeutet. Sie ist jedoch mit der Situation nicht zufrieden, weil eine geplante Umschulung nicht bewilligt worden ist.

Frau S. betont, dass es die Summe der Belastungen sei, die ihre Situation kennzeichne und die Tatsache, dass man sich mit minimalen Mitteln einem höheren Lebensstandard anpassen müsse, um nicht aus dem Rahmen zu fallen.

„ (...) es ist einfach, wir leben hier in der Schweiz und irgendwie hat man diesen Lebensstandard in der Schweiz und will sich dem anpassen aus ganz einfachen Gründen, weil man nicht auffallen will, schon gar nicht die Kinder. Und (...), ich denke, ich versuche das alles unter einen Hut zu bringen. Sagen wir, rein von meiner Lebenseinstellung her, haben wir mehr wie genug, wir haben ja alles im Grunde genommen.“

Für sich selber empfindet sie es als Belastung, immer „funktionieren“ und sich nie von dieser Situation „distanzieren“ zu können. Sie äussert sich diese Unzufriedenheit jedoch nicht in Bezug auf die alltägliche Versorgung (z.B. Lebensmittel, Kleider): Was diese Bereiche betrifft, ist sie

„eingefuchst“. Sie setzt hier auch klare Prioritäten, kauft z.B. Billigprodukte bei Lebensmitteln, um gleichzeitig im Reformhaus auch teure gesunde Lebensmittel einkaufen zu können. Eingeschränkt fühlt sie sich hingegen bei der Freizeitgestaltung und Förderungsmöglichkeiten der Kinder, die ihr sehr wichtig sind. Frau S. beschäftigt sich auch intensiv mit möglichen Auswirkungen der Situation auf die Kinder und sieht ihren eigenen Einfluss hier zwiespältig: Auf der einen Seite möchte sie ihren Kindern Vorbild sein, ihnen zeigen, dass eine Frau frei und unabhängig leben kann. Auf der anderen Seite ist sie sich jedoch auch bewusst, dass ihr Scheitern ihrer eigenen (beruflichen) Entwicklung und ihr niedriger Selbstwert (so Frau S.) auf die Kinder abfärben kann. Oder, falls das andere der Fall sein sollte, gerade ein hoher („übersteigter“) Selbstwert zu einem tiefen Fall führen könnte. In diesem Dilemma versucht sie, den Kindern so viel Boden zu geben wie möglich, ihre schulische Entwicklung sorgfältig zu verfolgen und zu planen und die Freizeitaktivitäten der Kinder zu unterstützen, damit sie nicht „herumhängen“.

Frau S. lebt mit ihren Töchtern bewusst in einem Wohnquartier, in dem auch bessergestellte Familien wohnen, denn es ist ihr wichtig, dass ihre Kinder nicht in einer „Scheinfamilie“ unter Gleichen aufwachsen:

„Aber das ist genau das, vor dem ich fliehe. Eben da habe ich auch meine Hackordnung, oder. Das ich einfach nicht gewollt habe, dass sie wie geprägt sind davon und sich heimisch fühlen in einer Scheinfamilie, wo, ja wir sind alle gleich oder in der gleichen Situation, sondern ich habe herausgewollt aus dem, mir ist diese Reibungsfläche lieber. Es ist auch mehr eine Herausforderung, finde ich so (...), hier sind die Fakten klar, wie hoch, dass die Trauben hängen.“

Frau S. selber ist wie Frau R. wählerisch in ihren sozialen Kontakten. Zu ihrer Herkunftsfamilie hat sie keinen Kontakt mehr: Sie fühlt sich von ihr genau in dem Moment im Stich gelassen, als sie es am nötigsten hatte (Trennung von ihrem Mann). Zu ihrem Exmann pflegt sie nur noch die nötigsten, oberflächlichen Kontakte (man habe sich auseinandergeliebt und nichts mehr zu sagen). Einer neuen Partnerbeziehung steht sie ausgesprochen skeptisch gegenüber, da ihre Ansprüche an einen möglichen Partner aufgrund ihrer Erfahrungen sehr hoch seien. Sie hat zudem die Erfahrung gemacht, dass sich potentielle Partner gerne ins „gemachte Nest“ setzen, um von der starken und umsorgenden Frau zu profitieren. Sie wehrt sich auch vehement dagegen, von aussen (sprich Sozialamt) wieder in eine Abhängigkeitsposition zu einem Mann gedrängt zu werden:

„(...)ich habe oft das Gefühl gehabt, eigentlich denkt man, ja eine Frau, die liert sich wieder, die „schafft“ sich einen Mann an und dann ist die Situation wieder geregelt. Oder dann ist es eine, die Karriere machen kann, und dann ist auch gut. Und dummerweise bin ich halt eine Frau, die sich nicht so einfach in eine Beziehung einlässt, und grob gesagt und unreflektiert, fühle ich mich sehr gestraft dafür, dass ich eine freie Frau bleiben will.“

Mit ihrer eigenen Zukunft hat sie, wie bereits erwähnt, „abgeschlossen“. Ihre eigenen Bedürfnisse sieht sie am besten erfüllt, wenn sie in der Natur ist und in ihrem Glauben.

➡ ➡ Frau R. und Frau S. sind sich in ihrer Art ähnlich, der **Umwelt fordernd, aktiv entgegenzutreten**, dabei auch ein Scheitern in Kauf nehmend. Frau S. deklariert sich selber dabei meistens als reflektierende und aktiv Entscheidende und Handelnde, wenn es darum geht, ihren Kindern das Optimum und wenn möglich noch etwas mehr unter den gegebenen Bedingungen zu ermöglichen. Auch Frau R. spielt in ihrer Geschichte die treibende Kraft. Im Gegensatz zu Frau S. versteckt sie diese Rolle jedoch immer wieder, indem sie die Kinder bei wichtigen Lebensentscheidungen (Trennung, Arbeit, geplanter Wohnortwechsel) in den Vordergrund schiebt.

Beide Frauen, v.a. Frau S., vergleichen ihre eigene Lebenssituation mit derjenigen von Besserdienenden. Im Gegensatz zu den ersten beiden Frauen leben sie auch in einer Umgebung, wo sich dieser Vergleich eher aufdrängt. Entsprechend unzufrieden sind sie auch mit ihren eigenen Möglichkeiten, jedoch äussert sich diese Unzufriedenheit gerade nicht in Bezug auf die alltägli-

che Versorgung (z.B. Lebensmittel, Kleider, im Gegensatz zu den ersten beiden Frauen): Was diese Bereiche betrifft, sind beide Frauen „eingefuchst“ (Frau S.) und sie bezeichnen ihre Sparstrategien nicht ohne Stolz auch als „Kunst“ und als kreative Leistung (Frau R.). Dagegen machen sich beide Sorgen um ihre Möglichkeiten, die Kinder längerfristig zu fördern. Die eigenen Bedürfnisse stellen beide Frauen hingegen zurück, auch wenn sie sich ihrer bewusst sind (z.B. nach Entspannung und Distanzierung)

Die **Kinder** spielen im Leben der Frauen eine zentrale Rolle. In der Vergangenheit waren die Ansprüche der Kinder bzw. die Werthaltungen der Mütter in Bezug auf Erziehung entscheidend in vielen Lebenssituationen und leiteten Übergänge ein. Den Stellenwert, den beide Mütter den Freizeitaktivitäten und den Schulleistungen der Kinder einräumen, zeigt, wie sehr sich diese beiden Frauen auch bewusst sind, dass sie und die Umwelt in der die Kinder aufwachsen (müssen), ihre Kinder auch langfristig prägen und sie fühlen sich diesbezüglich auch verantwortlich.

In Bezug auf die **sozialen Beziehungen** sind beide Frauen stark von ihren negativen Erfahrungen in der Vergangenheit geprägt und bezeichnen sich als eher misstrauisch gegenüber Aussenstehenden. Beide ziehen es vor, einige ausgesuchte Freundschaften zu pflegen, in denen vertiefter Austausch und Solidarität eine grosse Rolle spielt. Sehr auffällig sind die Unterschiede zwischen den beiden Frauen in Bezug auf Männerbeziehungen: In Frau R's leben spielen sie eine wesentliche Rolle, während Frau S. lieber unabhängig bleiben möchte. Frau R. und Frau S. sind beide sensibel für die sozialen Unterschiede in ihrer Wohnumgebung und die Bewertungen denen auch sie ausgesetzt sind. Sie empfinden ihre Umwelt als „kalt“ und „knallhart“ (Frau R), es herrsche eine klare „Hackordnung“ (Frau S.). Die Schlussfolgerungen, die sie für sich daraus ziehen sind allerdings nicht ganz die gleichen: Frau S. stellt sich und die Töchter diesen Herausforderungen bewusst, während Frau R. sich eher abgrenzt und die Familie als Rückzugsmöglichkeit erlebt. Die Ambivalenz beider Mütter in Bezug auf ihre soziale Positionierung wird in ihren Sozialbeziehungen sehr deutlich: Einerseits stellen sie der „Kälte“ und der „Hackordnung“ sehr klar ihre eigenen Werte gegenüber (Wärme, Zusammenhalt, Unabhängigkeit). Andererseits streben sie doch die Privilegien und Möglichkeiten an, die man hat, wenn man sich in dieser Gesellschaft integriert (Bildung, Anerkennung, materieller Erfolg). Beide kennen denn auch Interessenskonflikte, wenn sich der eigene Stolz nicht vereinbaren lässt mit der in der Situation erfolgversprechendsten Anpassungsstrategie. Auch ihre Einstellung zur **Sozialhilfe** und dem Sozialamt ist ambivalent. Beide schämen sich nicht, Sozialhilfe zu beziehen und ihre persönlichen Beziehungen zu ihrer Betreuerin beschreiben beide sehr positiv. Trotzdem fühlen sie sich in den Anstrengungen um die Kindern nicht ganz wertgeschätzt und es ist ihnen wichtig, die Kontrolle über ihre Situation bei sich zu behalten.

Gruppe 3: Anpassungsbemühte und offene Frauen

Frau F

Frau F. und ihre beiden Kindern (Sohn 10-jährig, Tochter 7jährig) sind seit der Scheidung vor fünf Jahren von der Sozialhilfe abhängig. Die Vergangenheit und schmerzliche Erfahrungen im Zusammenhang mit der Scheidung sind im Interview kein Thema. Sie hat inzwischen einen neuen Lebenspartner (der zeitweise auch bei der Familie wohnt) und pflegt gute Kontakte zu ihrem Exmann.

Im Gegensatz zu den anderen Frauen wirkt sie eher unbeschwert: Sie müsse sich zwar überall etwas einschränken, habe sich aber mittlerweile daran gewöhnt. Ihre eher unbekümmerte „Ausgabepolitik“ schildert sie mit einem verschmitzten Lächeln:

„Am Anfang, da hat man Zahltag, da hat man so Freude, wieder mal richtig einkaufen zu können, das, worauf man Lust hat und so und eben dann Ende Monat gibt es dann nur noch Streichwurst.“

Wie Frau S. und Frau R. setzt auch Frau F. Prioritäten, allerdings ganz andere: Notfalls spart sie am liebsten bei den Lebensmitteln. Wichtig ist es ihr hingegen, sich dafür auch einmal etwas gönnen zu können. Frau F. vergleicht ihre Lebenssituation gerne mit derjenigen von Bekannten in Frankreich, denen es schlechter geht und die wirklich „kämpfen“ müssen, „damit sie durch den Monat kommen mit dem Essen.“

Ihre „Hauptressource in ihrer Situation ist, wie sie auch mehrmals betont, ihre Gewöhnung an die Situation und v.a. auch die Gewöhnung der **Kinder**, die es nicht anders kennen. Darüber hinaus kann sie mancher Not noch eine Tugend abgewinnen, indem sie z.B. einen günstigeren McDonalds-Besuch als kinderfreundlicher bezeichnet oder sich einfach glücklich schätzt, dass ihre Kinder gar nicht gerne Butter auf dem Brot mögen. Trotzdem gibt auch sie zu, dass sie der „Scheissdemonat“ sie belastet und es tut ihr weh, wenn sie ihre heiligen Reserven, eine Münzsammlung, mit der sie sich Ferien finanzieren will, antasten muss. Sie gibt auch zu, ihren Kindern gegenüber oft ein schlechtes Gewissen zu haben, „wenn sie Occasion-Kleider haben müssen“. Wohl auch aus diesem Grund, setzt sie teilweise Prioritäten, die auf den ersten Blick schwer nachvollziehbar sind: So verzichtet sie darauf, ihr Motorrad zu reparieren (das sie braucht, um zur Arbeit zu fahren), um ihrem Sohn Ersatzteile für den „gameboy“ kaufen zu können. Ihr schlechtes Gewissen bezieht sich allerdings primär auf materielle Defizite (Kleider, Spielzeug) und nicht, wie bei Frau R. und Frau S. beispielsweise auf mögliche Entwicklungsdefizite. Damit übereinstimmend interpretiert sie auch potentielle Belastungssymptome (Schulleistungen, Schlaf- und Verdauungsstörungen) nicht im Zusammenhang mit der finanziellen Situation und den Begleitumständen.

Über die sozialen Kontakte von Frau F. erfahren wir im Interview nicht viel. Sie scheinen eher oberflächlich zu sein, jedenfalls erwähnt sie keine spezielle Vertrauensbeziehung. Regelmässigen Kontakt hat sie mit ihrer Mutter, die auch die Kinder hütet und zu verwöhnen pflegt, indem sie ihnen z.B. Kalbfleisch serviert oder neue Kleider kauft. Was gut gemeint ist, korrumpiert auf der anderen Seite die Sparstrategien von Frau F.: Sie muss ihren Kindern dann wieder erklären, warum sie sich das nicht leisten kann.

Für die Sozialhilfe ist Frau F. ausgesprochen dankbar: Sie bezeichnet sie als „wertvoll“ und lobt die gegenseitige Wertschätzung zwischen ihr und der Sozialhilfebetreuerin. Frau F. schämt sich ihrer Situation als Sozialhilfebezügerin nicht, sondern ist froh, dass ihr die Unterstützung es ermöglicht, ihre Kinder selber aufziehen zu können. Für sie bedeutet sozialunterstützt werden, „wie wenn mal alle Tage ein Brot kaufen geht“ und sie steht offen dazu, wenn sie gefragt wird, was sie arbeitet. Der Druck bzw. Ansporn von Seiten des Sozialamts, sich langsam aus der Sozialhilfe zu lösen, wird von ihr wahrgenommen, aber nicht grundsätzlich negativ bewertet. Sie putzt stundenweise in Privathaushalten und plant, ihr Pensum zu erhöhen, wenn dies von den Kindern her möglich ist. Solche Anpassungen bespricht sie mit ihrer Betreuerin und Frau F. schätzt es, dass sie das Tempo hier mitbestimmen kann.

Frau K

Frau K. lebt mit ihren vier Söhnen in einer Wohnung in einem kleinen Mehrfamilienhaus. Ihr ältester Sohn stammt aus erster Ehe, die drei jüngeren aus einer langjährigen Beziehung mit einem Mann, die erst vor kurzem in die Brüche ging. Frau K. bezieht seit diesem Zeitpunkt vor einem halben Jahr Sozialhilfe und beschäftigt sich noch stark mit dem Scheitern dieser letzten Beziehung. Der Hauptgrund dafür liegt ihrer Meinung nach darin, dass die Familie ihres Expart-

ners sie nicht akzeptierte und ihr Expartner sich in dieser Situation nicht hinter sie stellte. Sie hatte „keine andere Wahl“ und hat sich gezwungenermassen für die Trennung entschieden, als sie merkte, dass sie gegenüber ihren Kindern immer nervöser reagiert habe.

Frau K. beklagt sich nicht über ihre materielle Situation. Sie empfindet die Situation heute trotz einiger Einschränkungen als entspannter, weil sie selber entscheiden kann, was ihr wichtig ist und nicht von der Familie ihres Partners kontrolliert wird. Für Frau K. liegt der negative „Kontrast“ zu ihrer heutigen Situation also in ihrer eigenen Geschichte, d.h. in der nahen Vergangenheit. Im Gegensatz zu Frau F. ist Frau K. weniger sorglos, was ihre Ausgaben betrifft: Sie plant und kontrolliert sorgfältig und es ist ihr sehr wichtig, nicht noch mehr „schuldig“ zu werden. Im Moment ist sie dabei, ihre Schulden, die sie für den Kauf eines Autos gemacht hat, kontinuierlich abzubezahlen. Trotzdem betont sie, dass es ihr auch wichtig sei, sich einmal etwas gönnen zu können.

Bei Frau K. ist sehr besorgt um ihre Kinder, allerdings nicht in erster Linie, dass sie materiell zu kurz kommen könnten (Spielzeug habe sowieso ein kurze Lebensdauer bei ihren vier Söhnen). Sie befürchtet jedoch v.a. bei ihrem ältesten Sohn Entwicklungsdefizite (mangelndes Selbstvertrauen, Konzentrationsstörungen), weil er unter der vorherigen Situation mit ihrem Expartner sehr gelitten habe. Aufmerksam verfolgt sie die Schulleistungen ihrer Kinder, trainiert mit ihnen über die Hausaufgaben hinaus den Schulstoff und organisiert ihre Freizeit (Sport, Musik). Die folgende Passage illustriert Frau K's Stress und ihre Selbstvorwürfe, wenn es darum geht, ihre Kinder optimal zu fördern:

„Also, was die Schule betrifft, ich probiere alles zu unterstützen, was ich kann. (...). Ich weiss auch nicht, was ich noch mehr machen soll, was möglich ist. Zusätzlich gehen sie noch von mir aus noch in den Schwimmkurs, weil sie nicht schwimmen können. Furchtbar. Was die anderen Kinder können. Ja, ich weiss auch nicht, vielleicht habe ich durch die vier Kinder gar keine Zeit gehabt, gar keine Zeit gefunden, denen das Schwimmen beizubringen.“

Die Motivation, die Freizeit der Kinder zu organisieren, resultiert allerdings nicht allein daraus, dass sie die Kinder optimal fördern möchte: Sie ist auch schlicht und einfach besorgt, dass sie sonst etwas anstellen könnten und lässt sie deshalb auch nicht gerne allein. Dies wiederum erhöht ihren Alltagsstress mit vier Kindern, die alle verschiedenen Freizeitaktivitäten nachgehen. Frau K. macht sich auch Vorwürfe, dass sie ihren Kindern gegenüber immer noch (wie vor ihrer Trennung) mit Nervosität und Ungeduld reagiert.

Frau K. pflegt gute nachbarschaftliche Kontakte, möchte ihren Nachbarn allerdings unter keinen Umständen zur Last fallen (z.B. auf die Kinder aufpassen lassen). Auch zu ihrer Familie im Ausland hat sie Kontakt, ohne allerdings finanzielle Hilfe in Anspruch nehmen zu wollen (auch wenn dies grundsätzlich möglich wäre). Obwohl man sofort bereit gewesen sei, ihr zu helfen und sie keine Vorwürfe zu hören bekam, ist es ihr eigentlich auch unangenehm, dem „Staat“ zur Last zu fallen. Sie sieht jedoch in näherer Zukunft keinen anderen Weg mit vier relativ kleinen Kindern. Im Moment putzt sie in Privathaushalten, wie Frau F.. Sie sieht die Möglichkeit, dass sie ihr Pensum ausbauen kann, wenn die Kinder selbständiger werden, gleichzeitig befürchtet sie, dass sie sie dann mit ihren Ansprüchen noch mehr fordern werden.

➡ ➡ Auf den ersten Blick sind die Parallelen zwischen den beiden Frauen nicht so deutlich erkennbar wie in den ersten beiden Gruppen. Frau F. und Frau K. ähneln sich in ihrer Einstellung zum Leben (Geniessen, sich etwas gönnen, sich amüsieren) und in der grundsätzlich positiven Bewertung ihrer aktuellen Lebenssituation. Beide Frauen berichten zwar von **materiellen Einschränkungen** in verschiedenen Lebensbereichen, tun dies jedoch weder anklagend, noch scheinen diese materiellen Einschränkungen für sie ein grosses Problem zu sein. Ihre grundsätzlich positive Einschätzung der Situation stützen beide Frauen insofern auf ähnliche Weise, als

dass sie sich nach „unten“ abgrenzen, wenn auch mit etwas anderen „Kontrastmitteln“: Frau F. zieht Vergleich mit schlechtergestellten Familien im Ausland, Frau K. blickt zurück auf ihr eigenes Leben.

Ein wesentlicher "objektiver" Unterschied zwischen den Frauen ist die Dauer der Sozialhilfeabhängigkeit, die sich z.T. in der Bewertung der Situation niederschlägt. Frau F. hat sich gut an die Situation gewöhnt und ihre Strategien entwickelt. Frau K. ringt mehr mit Schuldgefühlen, v.a. gegenüber den Kindern, und erlebt viel Stress, wenn sie alles unter einen Hut bringen will. Sie befürchtet, dass ihre Kinder unter der Situation und ihrer Nervosität leiden könnten, nicht allerdings unter den materiellen Einschränkungen. Auch bei Frau F., die ansonsten verhältnismässig unbeschwert erscheint, hat ein schlechtes Gewissen gegenüber ihren Kindern und steckt eigene Bedürfnisse zurück, um Wünsche der Kinder erfüllen zu können.

Beide Frauen berichten über gute, jedoch eher oberflächliche Kontakte in ihrer Nachbarschaft. Keine der beiden Frauen erwähnt eine bedeutende und tiefergehende Freundschaftsbeziehung. Gute Kontakte bestehen auch zur Herkunftsfamilie, beide Frauen erwähnen jedoch diesbezüglich auch eine Ambivalenz: Frau F. sieht sich in Konkurrenz mit ihrer Mutter, die die Kinder verwöhnt. Frau K. möchte ihrer Familie nicht zur Last fallen. Beide Frauen haben zur Zeit eine ähnliche berufliche Situation (Putzen in Privathaushalten), die ihnen eine gewisse Flexibilität ermöglicht in der Organisation ihres Alltags.

Für die Sozialhilfe sind beide Frauen dankbar, weil sie ihnen ermöglicht, zu ihren noch relativ kleinen Kindern zu schauen. Frau K. hat allerdings eher ein Problem damit zur Last zu fallen (nicht nur dem Sozialamt, auch Nachbarn, Eltern) und ihre wäre es lieber die Sozialhilfeabhängigkeit wäre nur eine vorübergehende Episode. Frau F. dagegen schämt sich nicht für ihre Situation. Der Druck bzw. Ansporn von Seiten des Sozialamts, sich langsam aus der Sozialhilfe zu lösen, wird von beiden Frauen wahrgenommen, aber nicht grundsätzlich negativ bewertet, sondern sie scheinen diese Perspektive übernommen zu haben.

Zwischenfazit

Aus den Schilderungen der Frauen wird deutlich, wie unterschiedlich sie mit belastenden Momenten in ihrem Leben umgehen. Für die Frauen der ersten Gruppe steht die möglichst konfliktfreie und kurzfristige Bewältigung des Alltags im Vordergrund. Die Frauen der zweiten Gruppe scheuen Auseinandersetzungen und auch Rückschläge nicht, wenn es darum geht, ihre soziale Position zu verbessern und legen Wert auf die Förderung ihrer Kinder und längerfristige Planung. Dazwischen liegen die Frauen der dritten Gruppe, die zwar auch primär mit der Bewältigung des Alltags beschäftigt sind, aber dennoch mittelfristig Möglichkeiten sehen, sich aus der Sozialhilfe zu lösen und ihre Position zu verbessern. Bei allen Frauen fällt auf, dass sie sich **ambivalent zu ihren Möglichkeiten äussern, ihre soziale Position zu verbessern**: Gewöhnung an die Situation und auch z.T. ein gewisser Stolz darüber, mit knappen Mitteln zurechtzukommen stehen eigene unerfüllte Bedürfnisse und vorgelebte bessere Alternative im sozialen Umfeld gegenüber.

Die Tatsache, dass die befragten Frauen unter eingeschränkten materiellen Bedingungen ihr Leben und das ihrer Kinder zu gestalten haben, ist nur *eine* von vielen Rahmenbedingungen im gegenwärtigen Alltag: Alle Frauen haben mehr oder weniger schwierige Beziehungsgeschichten hinter sich, die z.T. sich z.T. bis heute auswirken, die meisten hatten bisher wenig Gelegenheit ihre eigenen Fähigkeiten zu entfalten („kulturelles Kapital“) und sie sind in unterschiedliche soziale Netze eingebettet („soziales Kapital“). Diese und andere Faktoren stehen zur Armutssituation in vielfältiger Beziehung, sind Ursachen, Folgen oder prägen z.T. auch unabhängig davon den Alltag der Familien. Die Komplexität dieser „Alltagspraxis“ und der sie bedingenden Einflüsse

se ist hoch und damit scheint vielleicht die Zuordnung der sechs Frauen zu den drei beschriebenen Gruppen den Frauen nicht ganz gerecht zu werden. Es dürfte jedoch interessant sein könnten, diese drei Muster weiterzuverfolgen, denn gerade diese unterscheidbare Haltung gegenüber Alltagsbelastungen und bezüglich Zukunftsperspektiven ist mit grosser Wahrscheinlichkeit von Bedeutung für die Entwicklung der Kinder und die familieninterne Dynamik.

Im folgenden Kapitel wird versucht, das bisher Beschriebene mit Hilfe eines Rahmenmodells in einen Zusammenhang zu stellen, so dass der spezifische Einfluss der Armutssituation auf die Alltagsbewältigung und Zukunftsorientierung deutlicher zum Ausdruck kommt.

5.2.3 Dynamik der sozialen Positionierung aus der Perspektive der betroffenen Frauen

Die Beschreibung der verschiedenen Sichtweisen der Frauen macht deutlich, dass unter objektiv zumindest vergleichbaren Situationen (bezogen auf die materielle Situation und z.T. familiäre Situation) sehr unterschiedliche Umgangsweisen mit der Situation möglich sind, die sich in einem Wechselspiel zwischen der Persönlichkeit der Frauen und ihren Erfahrungen in ihrer Umwelt eingespielt haben. Wie hängen nun die einzelnen Dimensionen der Typenbeschreibung zusammen, und wie erklärt sich darin die Ambivalenz gegenüber der aktuellen sozialen Position, die bei den befragten Frauen in unterschiedlichem Mass zum Ausdruck kommt? Welche Dynamik entwickelt sich daraus?

In den „Konsistenztheorien“ (Heider 1958 in Stroebe 1992) geht man von der Grundannahme aus, dass Personen danach streben, ihre Kognitionen (Meinungen, Einstellungen, Wahrnehmung des eigenen Verhaltens) in spannungsfreier, d.h. widerspruchsfreier Weise zu organisieren. Für die armutsbetroffenen Mütter bedeutet dies, dass sie ihre Handlungsstrategien im Hinblick auf ihre soziale Positionierung („bleiben“ – „gehen“) immer wieder rechtfertigen müssen, weil sie zum einen mit eigenen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Ansprüchen und Normen, zum anderen aber auch mit ihren Möglichkeiten und ihren Grenzen konfrontiert werden. Unter der Voraussetzung, dass sowohl die Situation wie auch die Möglichkeiten, diese zu verbessern (Ressourcen) bei den betroffenen Müttern vergleichsweise kritisch einzuschätzen ist, sind beide Handlungsalternativen („bleiben“ - „gehen“) zwangsläufig unangemessen, d.h.: Entschliessen sich die Mütter zu „bleiben“, ist dieser Entscheid vor dem Hintergrund einer kritischen Bewertung der Situation und/oder der eigenen Ziele angreifbar, entschliessen sie sich zu „gehen“, sind sie mit den eigenen beschränkten Handlungsmöglichkeiten/Ressourcen konfrontiert („Double-bind“-Situation). In dieser Situation ist es nachvollziehbar, dass die Frauen zwischen den beiden Handlungsoptionen schwanken und nach Möglichkeiten suchen, das Ungleichgewicht bzw. die Inkonsistenz zwischen Bewertung der Situation und Zielen, Ressourcen und Handlungsalternativen auszugleichen, was sich in den z.T. bereits beschriebenen Widersprüchen und Ambivalenzen ausdrückt.

Eine Möglichkeit, die interne Konsistenz zumindest vorläufig wieder herzustellen, besteht darin, eine der beiden konträren Handlungsoptionen („bleiben“ – „gehen“) durch Reinterpretationen der Ressourcen oder Reinterpretationen der Situation zu stützen. Die „Reinterpretationen“ zielen darauf, die wahrgenommene Inkonsistenz zwischen Situationsbewertung, Ressourcen und Handlungsstrategien wiederherzustellen. Eine Reinterpretation der Situation im Sinne einer Beschönigung und/oder eine Reinterpretation im Sinne einer Herabminderung der eigenen Einflussmöglichkeiten unterstützt die gewählte Handlungsalternative „Bleiben“. Demgegenüber unterstützt eine Reinterpretation der Situation im Sinne einer Dramatisierung und/oder eine

Überbewertung der eigenen Ressourcen die Handlungsalternative „Gehen“. Die folgende Abbildung zeigt, welche Kreisläufe sich in Folge dieser Umdeutungsstrategien eröffnen könnten:

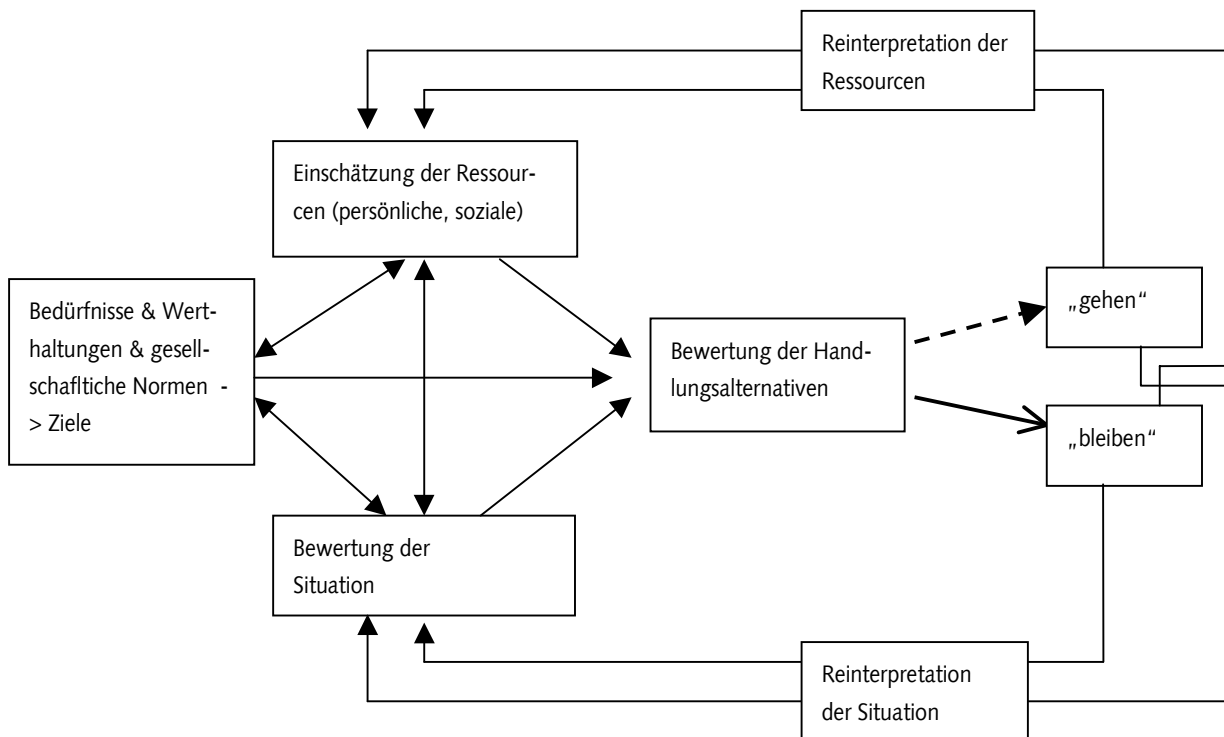


Abbildung 2: Dynamik der sozialen Positionierung - Frauen

Das als Folge der Reinterpretation wiederhergestellte Gleichgewicht zwischen Ressourcen – Situationsbewertung und Handeln ist jedoch labil, da es zumindest z.T. auf einer Verzerrung der Realität beruht und sich früher oder später wieder damit konfrontiert wird. Unter den gegebenen Umständen (Armut) kann das „System“ so nie zur Ruhe kommen: Die Handlungsstrategien der Mütter sind zwangsläufig entweder inkonsequent oder den Realitäten unangemessen. Was bedeutet dies nun bezogen auf die Geschichten und Interpretationen der einzelnen Frauen: Welche Handlungsoptionen wählen sie und wie stützen sie diese?

Die **Handlungsalternative „bleiben“** lässt sich, wie bereits erwähnt, einerseits stützen, indem die eigenen Ressourcen und die eigenen Einflussmöglichkeiten als ungenügend gewertet werden (damit ev. auch unterschätzt werden), andererseits erscheint „bleiben“ logisch, wenn die Einschränkungen der Situation tendenziell bagatellisiert und die Situation besser dargestellt wird, als sie ist.

Die beiden **Frauen M. und L.** zeigen je eine dieser Varianten besonders deutlich: Frau M. scheint einerseits nicht unbedingt auf ihre eigenen Gestaltungsmöglichkeiten zu vertrauen und ihr Leben wurde bereits bisher massgeblich „von aussen“ strukturiert. Allerdings hatten diese Aussenstehenden auch in ihren eigenen Augen eher einen positiven Einfluss auf ihre eigenen Möglichkeiten (Bsp. Hort, Ferien, Trennung). Zusätzlich „passend“ zu dieser Ressourcenbewertung (den eigenen Einfluss eher gering zu schätzen und auf den positiven der Umwelt zu vertrauen) neigt Frau M. dazu, die negativen Aspekte ihrer Situation herunterzuspielen (z.B. Putzen als Ersatzhobby). Frau L. spricht demgegenüber in klaren Worten und mit z.T. drastischen Beispielen von ihrer Situation, was eigentlich zusammen mit ihren selber als gering eingestuften Möglichkeiten, auf die Situation Einfluss zu nehmen, eine ungünstige Strategie ist, weil die Situation so ausweglos erscheint. Immerhin aber ist ihr Verharren in der Situation nachvollziehbar, weil ihr unter den von aussen gegebenen Umständen („Ressourcen“) gar nichts anderes übrig-

bleibt. Ausserdem helfen ihr stimmungsaufhellende Medikamente, die Situation zu ertragen und so spricht sie mit „unpassend“ gelassener Stimme von ihrer Situation. Beide Mütter befinden sich so im Moment in einem labilen Gleichgewichtszustand, der keine Veränderung nahelegt. Es gelingt ihnen in ihren Augen einigermaßen befriedigend, den Alltag zu bewältigen und den mütterlichen Versorgungs- und Beaufsichtigungspflichten nachzukommen.

Die **Handlungsalternative „gehen“** lässt sich in der gegebenen Situation stützen, indem einerseits die Unzulänglichkeiten der aktuellen Situation hervorgehoben, ev. auch dramatisiert werden und andererseits die eigenen Ressourcen als genügend wahrgenommen werden, um die Situation zu verändern/verlassen.

Frau R. und Frau S. haben beide eher diese Tendenzen: Sie nehmen „kein Blatt vor den Mund“, wenn es darum geht, bestimmte Belange ihrer Situation anzuprangern. Im Vordergrund stehen dabei weniger die alltäglichen Hindernisse (Grundversorgung, wie Ernährung, Kleidung). Hier verfügen die Frauen über ein beachtliches Repertoire an Strategien, auf die sie auch stolz sind (Ressourcen). Eingeschränkt fühlen sich beide jedoch in ihren längerfristigen Entwicklungsmöglichkeiten und sie sehen aufgrund sozialer Vergleiche, denen sie sich auch schonungslos aussetzen, sehr deutlich, welche Nachteile ihnen aufgrund ihrer sozialen Position in der Gesellschaft erwachsen: Damit ist für sie, wie für die beiden ersten Frauen, zwar klar, dass sie stark von Entscheidungen und vom Wohlwollen Aussenstehender abhängig sind, sie ziehen jedoch daraus andere Schlussfolgerungen als Frau M. und Frau L.: Sie möchten selber unter den gegebenen Umständen ihre Situation soweit wie möglich verbessern und fühlen sich mitverantwortlich dafür. Explizite Erklärungen, dass sie die dazu nötigen Ressourcen als genügend erachten, finden sich nur vereinzelt (etwa in dem Sinn, dass sie durch ihre Lebenserfahrung stärker geworden sind), jedoch machen verschiedene „Aufbrüche“ (z.B. Geschäftsgründung Frau R., Schulwechsel Frau S.) deutlich, dass sie ihren Kräften offenbar immer wieder vertraut haben müssen. Im Vordergrund stehen dafür ihre eigenen Ressourcen und bei Familie R. sehr betont diejenigen der Familie. Auf ihr soziales Umfeld verlassen sich die beiden Frauen nicht, im Gegenteil, sie fühlen sich von dieser Seite eher behindert.

Die beiden letzten Frauen, **Frau F. und Frau K.**, nehmen im Vergleich mit den beiden besprochenen Gruppen, so etwas wie eine Mittelposition ein: Sie erwähnen sowohl belastende, wie auch ermutigende Aspekte ihrer Situation. Ihre eigenen Ressourcen sehen sie ergänzt durch Unterstützung von aussen und wagen so auch bereits wieder erste Schritte in die Unabhängigkeit, die sie auch mittelfristig als durchaus realistisch ansehen. Bei Frau F. ist nach einer langen Zeit der Sozialhilfe die Gewöhnung deutlich grösser, wie sie selber betont. Entsprechend haben sich auch einige Bagatellisierungsstrategien eingeschliffen (Tochter hat nicht gerne Butter, „Second-hand“ ist origineller, Mac Donalds kinderfreundlicher). Frau K. hadert demgegenüber sehr viel mehr mit ihrer Situation und damit, jemandem etwas „schuldig“ sein zu müssen.

Die Einschätzungen und darauf basierende Strategien der sechs Frauen machen soweit Sinn, d.h. mit den entsprechenden Umdeutungsstrategien sind die jeweils gewählten Strategien „intern“ nachvollziehbar und das Gleichgewicht ist vorläufig wieder hergestellt. Dieser ganze Prozess geschieht natürlich nicht unabhängig vom **sozialen Umfeld**, das zwei Rollen spielen kann: Einerseits kann es ein **Gleichgewicht stützen bzw. wiederherstellen** (z.B. indem eine Situationsinterpretation bestätigt oder konkrete Hilfe geleistet wird). Andererseits ist das soziale Umfeld aber auch eine **ständige Bedrohung dieses Gleichgewichts** (z.B. indem alternative Möglichkeiten vorgelebt werden). Dies erklärt auch die zum Teil ambivalente Haltung der Mütter gegenüber ihrem sozialen Umfeld. Ein gutes Beispiel dafür, ist die Rolle der Mutter von Frau F.: Frau F. ist merklich stolz darauf, dass ihre Kinder an die Situation gewöhnt und verständnisvoll sind, sieht sich jedoch in ihren Strategien korrumpiert, wenn ihre eigene Mutter ihren Kindern wohlmeinend Kalbfleisch vorsetzt oder ihnen teure Kleider kauft. In Frau R.'s Geschichte

steht die Kälte in der Welt „draussen“ im Gegensatz zur Harmonie, die sie den Kindern bieten möchte. Dies bestärkt sie zwar darin, dass das Familienleben zentral ist, gleichzeitig ist die Familie mit ihrem selbständigen Betrieb auf guten Beziehungen mit Aussenstehenden angewiesen.

Die Gestaltung der Grenzen zur sozialen Umwelt steht also in einer engen Beziehung zum Gleichgewicht im System der Familie. Die Frauen S. und R. betonen dabei den Kontrast zwischen „innen“ und „ausen“: Innerhalb der Familie gelten Regeln und Werthaltungen, die mit dem Handeln soweit wie möglich in Übereinstimmung gebracht werden. Ausserhalb der Familie herrschen z.T. andere Regeln („Hackordnung“, „Kälte“) und es besteht die Gefahr mit denselben Prinzipien und Strategien, die man in der Familie aufrechterhält, anzuecken. Auf der anderen Seite sind diese eher ambitionierten Frauen darauf angewiesen, z.T. nach „fremden“ Regeln mit diesem Umfeld zu kooperieren, um ihre soziale Position zu verbessern. Die Mütter sind sich dieses Zwiespalts sehr wohl bewusst. Frau M. und Frau L. beziehen demgegenüber selber kaum Stellung gegenüber ihrem sozialen Umfeld. In ihren Schilderungen ist es das soziale Umfeld, v.a. auch soziale Institutionen, die ihnen gegenüber Stellung beziehen und aktiv werden, sowohl förderlich als auch hinderlich, aber auf jeden Fall nicht zu beeinflussen. Die Frauen der dritten Gruppe, Frau K. und Frau F. pflegen den unbeschwertesten Umgang mit ihrer sozialen Umgebung: Sie sind offen, passen sich den jeweiligen Anforderungen an, ohne dabei die eigene Position zu verlieren.

Zwischenfazit

Welche Rolle spielen nun die Kinder in diesem System? Ganz sicher ist diese Rolle entscheidend, da die Kinder im Leben der Mütter überhaupt eine entscheidende Rolle spielen: Sie sind einerseits „schuld“ daran, dass die Familie von der Sozialhilfe abhängig wurde und kurzfristig schlechte Aussichten hat, viel an der Situation zu verändern: Als „**Schuldige**“ waren und sind ihre Bedürfnisse immer wieder ausschlaggebend dafür, schwierige Entscheidungen zu treffen, die zum Teil auch zu Lasten der Ziele und Bedürfnisse der Mütter gingen. Z.B. verliessen Frau M., Frau S. und Frau K. die Väter ihrer Kinder v.a. auch (wenn auch nicht nur), um ihre Kinder vor ihren Vätern zu schützen (Drogenkonsum, fehlende Akzeptanz). Frau R. beschreibt sich zwar im Gegensatz zu den anderen Frauen als aktiv Wählende in diesen Situationen, jedoch auch als selbstverständlich zu Gunsten der Kinder Entscheidende. Auch in gegenwärtigen Situation entscheiden sich die Frauen im Zweifelsfall für die Kinder: Frau M. arbeitet nicht, weil die Kinder „wollen, dass das Mami zu Hause ist“. Frau L. verzichtet auf eigene Freizeitaktivitäten, um ihren Töchtern diese weiterhin zu ermöglichen. Selbst die relativ unbeschwerte Frau F. zeigt hier ihr schlechtes Gewissen den Kindern gegenüber: Das Ersatzteil für den „gameboy“ hat entsprechend Vorrang vor der Reparatur des für den Arbeitsweg dringend benötigten Motorrads. Die Kinder werden von den Frauen z.T. auch als Grund für Schwierigkeiten in neuen Partnerschaften genannt (Frau K, F, R, S). Auch wenn keine der Frauen die „Schuld“ der Kinder so explizit formuliert ist anzunehmen, dass den Kinder diese Rolle durchaus bewusst ist.

Auf der anderen Seite erscheinen die Kinder auch als „**Sinnstifter**“ (bezogen auf die Verzichtseleistungen in der aktuellen Situation) und als **Hoffnungsträger** für die Zukunft: Bei Frau S. wird dies besonders deutlich: Sie erklärt, dass sie mit ihrem eigenen Leben abgeschlossen habe, jedoch in die Zukunft der Kinder investieren wolle. Frau M. (obwohl ansonsten nicht sehr ambitiös) ist stolz auf die Leistungen ihres Sohnes und ist froh, später einmal nicht allein zu sein. Auch in Frau L's Schilderungen erscheint als einer der wenigen positiven Punkte, dass sie Zeit für die Kinder hat. Die sinnstiftende „Funktion“ von Kindern wurde auch von Neuberger (1997) beschrieben und kritisch beleuchtet: Kinder werden als Aufgabe und Verpflichtung wahrgenommen, die auch weiterhin erfüllt werden muss. Sie brauchen Zuwendung, lenken von selbstzerstörerischen Grübeleien ab, geben einen Lebensrhythmus vor und verankern die Familie in ausserfamiliäre Zusammenhänge (Neuberger 1997, vgl. Zenke 1988:94).

In ihrer „Funktion“ als „Schuldige“, „Sinnstifter“ und „Hoffnungsträger“ stützen die Kinder das aktuelle Familiensystem. Ihre Bedürfnisse, ihre Belastbarkeit, aber auch ihre Erfolge sind Teil der Situationsinterpretationen der Frauen. Das Umgekehrte ist jedoch auch der Fall: Scheitern sie, ist das gesamte Familiensystem betroffen, in das sie so stark eingebunden sind. Gerade im Hinblick auf die Zukunft ist den Frauen auch bewusst, dass sie ihren Kindern dazu nicht die optimalen Startbedingungen bieten können. Sie befürchten z.T. bereits jetzt, dass ihre Kinder Defizite aufweisen, die ihre Zukunftsaussichten beeinträchtigen könnten (mangelndes Selbstvertrauen, Schulleistungen). Damit steht den teilweise grossen Hoffnungen bereits eine Besorgnis und ein mangelndes Vertrauen in die Fähigkeiten/Robustheit der Kinder gegenüber. Das folgende Zitat von Frau M. zeigt die verschiedenen Rollen der Kinder und die in sie gesetzten Erwartungen deutlich auf (Frau M. gefragt nach Momenten der Hoffnungslosigkeit):

„Es sind nur manchmal so Momente da, aber die gehen schnell wieder weg. Aber ich muss mir nachher sagen, ich habe es auch einmal schön, ich bin nicht alleine, ich habe meine drei Kinder. Die nachher auch zu mir halten, wenn sie auch grösser sind. Gut ich bin da, ich weiss für wen das ich da bin. Gut, wenn manchmal diese Konflikte da sind, dann sind sie auch wegen den Kindern. Es ist kein „Schleck“, drei Kinder erziehen, es ist hart.“

In allen von uns befragten Familien haben die Kinder einen wichtigen Stellenwert. Diese „Funktion“ der Kinder im jeweiligen Familiensystem ist jedoch unterschiedlich und steht im Zusammenhang mit der Situationsinterpretation der Eltern, wie sie im Kap. 5.2.1. und 5.2.2. beschrieben wurde. Das Zusammenpassen der elterlichen und der kindlichen Situationsinterpretationen und Strategien und die daraus entstehende Dynamik wird im Kap. 5.4. diskutiert. Im folgenden Kapitel 5.3. werden die sechs befragten Kinder vorgestellt.

5.3 Orientierungsmuster und Handlungsstrategien der betroffenen Kinder

Eines der Ziele dieser Studie war es, die Erfahrungen der Kinder in der Armutssituation stärker zu gewichten als in bisherigen Studien. Weil es jedoch schwierig war, von den Kindern in den Interviews direktere und ausführlichere Stellungnahmen zur Situation zu erfahren, wurde in der Auswertung der Sicht der Mütter mehr Platz eingeräumt, als ursprünglich geplant. Trotzdem sollen im folgenden Kapitel die sechs befragten Kinder zuerst vorgestellt werden, ohne ihre Aussagen im Hinblick auf die Interviews mit ihren Müttern bereits zu deuten. Die Kinder werden anhand ähnlicher Beschreibungsdimensionen präsentiert wie ihre Mütter:

Wahrnehmung von materiellen Einschränkungen und Strategien

soziale Beziehungen zu Gleichaltrigen und zu Erwachsenen,

Stellung in der Familie (dazu mehr in 5.4. Familiendynamik)

Schule, Schulleistungen, Zukunftsperspektiven

Gesundheitszustand, psychische Befindlichkeit (teilweise aus Interviews mit Müttern)

5.3.1 Fallbeschreibungen Kinder

Töchter der Frauen Gruppe 1 (Schicksalsergeben/duldsam)

Die **Tochter M.** (11 Jahre) gleicht ihrer Mutter schon rein äusserlich (mollige Figur), sehr stark in der Art zu erzählen und auch in der Bewertung der Situation: Sie ist zurückhaltend und abwartend, reagiert abwehrend, fast entrüstet, wenn man sie nach unerfüllten Wünschen fragt, spart und wartet geduldig bis sie sich etwas leisten kann. In dieser Hinsicht nimmt sie sich auch in Kontrast zu ihren beiden Brüdern wahr, die ihr Taschengeld „immer gerade verplempern“. Auf die Frage nach ihren Sparzielen antwortet sie nur sehr zögerlich und meint schliesslich, dass sie auf „glänzige Stickers zum Kleben“ spare.

In ihren sozialen Beziehungen scheint Tochter M. unkompliziert zu sein. Sie geht gerne zur Schule, weil es „immer lustig“ in der Klasse ist und alle, auch ihre Lehrerin, „nett“ sind. Konfliktsituationen mit Gleichaltrigen geht sie eher aus dem Weg, indem sie sich heraushält oder nachgibt. Dies betrifft z.B. Situationen mit ihrer Freundin, in denen sie nach einem Streit wieder den Kontakt sucht. Auffällig ist diesbezüglich ihre Art, Konfliktursachen und auslösende Momente nicht klar nennen zu wollen oder zu können. Sehr klar bezieht sie hingegen Position gegenüber ihrem älteren Bruder, der immer mehr fordert und sofort „ausflippt“, wenn er etwas nicht bekommt. Ihre Mutter wirkt in ihrer Beschreibung eher blass („sie arbeitet nicht“ und besucht die Grossmutter, ist immer da, wenn man nach Hause kommt), während sie das Leben ihres Vater ausführlich schildert (geht oft ins Ausland, usw.).

Auch wenn sie gerne in die Schule geht, spricht sie nicht so gerne über ihre Leistungen und Perspektiven in der Schule: Sie sagt, sie wisse nicht, wie sie diesbezüglich stehe und ihre Beschreibung der Schulstufen zeigt, dass sie ihre Erwartungen nicht allzu hoch schraubt:

M: (...), wenn man ganz schlecht ist, dann geht man die „Wärch“ (...), wenn man gut ist, einfach gut, dann kommt man in die Oberschule, wenn man ein bisschen besser ist als gut, dann kommt man in die Sek und wenn man ganz, ganz gut ist, kommt man in die Bez.

Sie grenzt sich zwar klar nach unten ab („Wärch“), die nächste Stufe empfindet sie hingegen schon als angemessen und „gut“ und die „Bez“ scheint unerreichbar weit. Sie möchte am liebsten Coiffeuse werden, weil sie heute schon so gut die Haar der Mutter zurechtmachen kann, oder Verkäuferin.

Die Tochter L. (10 Jahre) wirkt demgegenüber sehr selbstbewusst und bestimmt. Sie weist ihre kleine Schwester im Interview mehrmals zurecht bzw. fordert sie dazu auf, ihre Meinung zu sagen, und gibt ihrer Mutter Anweisungen. Im folgenden kurzen Interviewabschnitt beantwortet sie fast gleichzeitig die Frage der Interviewerin, organisiert den Spaziergang mit dem Hund (Anweisung an die Mutter) und ermahnt ihre Schwester zur Aufmerksamkeit:

L: Wenn ich von der Schule nach Hause kommen, tue ich den Schulsack neben das „Schäftli“, dann esse ich zu Mittag, dann kläre ich die Hausaufgaben, wie ich sie machen muss und dann mache ich sie. Sie muss raus, Mami (Anm: gemeint ist der Hund)! Manchmal kommt B. heim und hat Hausaufgaben. B. komm jetzt zuhören!

Im Gegensatz zu Tochter M. gibt sie sich nicht so schnell damit zufrieden, wenn sie etwas nicht haben kann, sondern verwickelt ihre Eltern in Diskussionen und versucht sie zu überzeugen: Obwohl diese Art zu „stürmen“ und es mal bei der Mutter und dann beim Vater zu versuchen auch anderen Eltern vertraut sein mag, fällt auf, wie gut sie mit dem Preis-Leistungsverhältnis argumentiert, das in der Situation der Eltern wichtig ist. Auf der anderen Seite denkt sie aber auch für die Familie mit, überlegt beispielsweise, wie man die Kleider, die ihr zu klein sind, än-

dern müsste, damit ihre jüngere sie tragen kann. Auch in der Geschichte von „Steffi“ übernimmt sie oft die Perspektive der Mutter. Wenn sie von der Situation ihrer Mutter spricht (Klinikaufenthalt nach Zusammenbruch) wirkt sie sehr erwachsen („Das kann immer wieder passieren, das weiss man nie“). Selbstbewusst tritt sie auch in ihren Beziehungen zu Gleichaltrigen auf und nimmt dabei auch in Kauf, dass sich Freundinnen von ihr distanzieren. Sie schämt sich im Gegensatz zu ihrer Mutter auch nicht, anderen von der finanziellen Lage ihrer Familie zu erzählen. Von ihrer Mutter wissen wir, dass Tochter L. eine Kleinklasse besucht und dort gut abschneidet. Selber äusserte sie sich nicht zu ihren Schulleistungen. Ihren Lehrerinnen gegenüber ist sie positiv eingestellt, sie seien „lieb“, würden einem jedoch bestrafen, wenn man „blöd tut“.

Tochter und Sohn der Frauen Gruppe 2 (Fordernd/sich abgrenzend)

Auch **Tochter S.** (13 Jahre) wirkt selbstbewusst und gleicht auch in der Art ihre eigene Situation und ihre Beziehungen zu reflektieren ihrer Mutter. Den Statussymbolen, die unter Gleichaltrigen zählen (Bsp. Markenkleider, Handy) stellt sie ihren eigenen Werthaltungen gegenüber: Ihrer Meinung nach zählt „Persönlichkeit“ mehr und diese Meinung vertritt sie auch in der Gleichaltrigengruppe vehement. Tochter S. ist allerdings insofern etwas ambivalent, als sie z.B. stolz auf ihre Armani-Jeans hinweist, die sie in der Brockenstube ergattert hat. Tochter S. hat einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und wehrt sich nicht nur für sich selber sondern auch für andere. Diese Haltung führt offenbar immer wieder zu Auseinandersetzungen mit Gleichaltrigen. Sowohl in der Schule, die sie vorher besuchte, wie auch in ihrer jetzigen Klasse ist sie eher eine Aussen-seiterin, die allerdings, seit sie sich einmal handgreiflich zur Wehr setzte respektiert wird. Tochter S. verfügt bereits über ein ausgeprägtes Bewusstsein für soziale Unterschiede, z.B. auch in ihrem Quartier, in dem auch Familien von Ärzten oder Anwälten wohnen:

S: Ja es ist „ame“ ein „Megagschnurr“ da draussen, über die anderen Familien und so. Ja, oder auch, es gibt es einfach auch ab und zu, dass sie einfach, wenn man vorbeiläuft, dann grüssen sie einen überhaupt nicht, wenn man grüsst machen sie nur so (Geste Kopfnicken). Es ist einfach eine ganz „kurlige“ Sache.

Von den Erwachsenen wurde sie mehrfach enttäuscht, weil sie entweder wegsehen oder die Situation mit ihrem Eingreifen sogar noch verschlimmern können. Diese Erfahrungen führten wohl auch dazu, dass sie es vorzieht, sich mit ihrem Hund abzugeben, anstatt mit Leuten, die sie „nicht mag“. Aktiv gestaltet sie hingegen die Beziehung zu ihrem Vater, den sie allerdings ebenfalls als unzuverlässig erlebt. Das Verhältnis zu ihrer Mutter beschreibt sie als offen und entspannt. Dies zeigt sich z.B. auch daran, dass sie ein schwieriges Problem in gemeinsamen Verhandlungen zu bewältigen versuchen: Gemeinsam mit ihrer Mutter erarbeitete sie erfolgreich eine Strategie, um ihr Übergewicht loszuwerden. Der Erfolg dieser Strategie ist ein Beispiel für den starken Willen, den Tochter S. hat. Die gleiche Beharrlichkeit zeigt sie auch, wenn es um ihre schulischen Leistungen geht. Nach einem Schulwechsel von einer Privatschule auf eine öffentliche Schule hatte sie zuerst Mühe den Stoff aufzuholen. In letzter Zeit hat sie nun allerdings ihre Schulleistungen verbessern können und ist stolz darauf. Tochter S. ist entsprechend zuversichtlich hinsichtlich der bevorstehenden Übertrittsprüfungen. Interessant ist hier auch der Vergleich mit Tochter M, deren Beschreibung der Schulstufen ihre eigene Positionierung deutlich machte. Im Gegensatz zu ihr, beginnt Tochter S. die Aufzählung der Schulstufen oben:

S: Es sind einfach im ganzen glaube ich 5 Stufen. Zuerst kommt Gymer zuoberst, dann kommt Bez, Sek, Oberschule, Wärch. Und die „Wärch“ ist wirklich für die, die gar nichts im Kopf haben.

Ihr Berufsziel ist schon jetzt sehr klar: Sie möchte Polizistin werden und ihren Hund zum Polizeihund ausbilden lassen. Bereits jetzt besucht sie mit ihm die Hundeschule.

Der **Sohn R.** (9 Jahre) wirkt im Interview dagegen eher zurückhaltend und scheu. Er setzt öfters zu Antworten an, die er dann aber wieder abbricht oder relativiert („Ja, es kommt manchmal vor, aber nicht immer. Ja, wenn..., es ist..., ich weiss auch nicht.“), so als ob er seiner eigenen Meinung nicht ganz trauen würde, oder nicht weiss, was er über die Familie und sich erzählen darf. Auch in Bezug auf die Situation der Familie macht er widersprüchliche Aussagen: Einerseits gibt er an, „fast nichts“ über die finanzielle Situation der Eltern zu wissen, andererseits erzählt er, dass er seinen Eltern angeboten habe, ihnen Geld zu leihen und froh darüber sei, ihnen helfen zu können. Wie seine Mutter relativiert er die erfahrenen Einschränkungen und betont die Kompensationsmöglichkeiten („Die Hauptsache ist, man macht etwas“). Auf der anderen Seite scheint die Familie für ihn (im Gegensatz zur Perspektive der Mutter) nicht primär oder nicht nur Quelle der Wärme und Geborgenheit zu sein, während er die Geldprobleme (wiederum im Gegensatz zur Mutter) relativiert:

R: Ja, mit dem Geld ist ja kein Problem. Ja, es ist einfach, ja, mit meinen Eltern finde ich es einfach nicht so schön, wenn sie streiten.

Auch die Beziehung zu seinem leiblichen Vater, den er regelmässig besucht, ist unsicher und mit Schuldgefühlen auf seiner Seite verknüpft. Wenn sein Vater nach einem Besuchswochenende wieder nach Hause geht, sucht er die Schuld dafür bei sich und fragt sich, was er denn für einen „Seich“ gemacht habe.

Seine Beziehungen zu Gleichaltrigen sind nicht einfach zu durchschauen: So betont er zwar, dass es nicht wichtig sei, bei Spielsachen mithalten zu können, sondern dass die Hauptsache sei, „dass man mit jemandem zusammen ist.“ Dennoch merkt man, dass er der Konkurrenz unter Gleichaltrigen ausgesetzt ist, gerade daran, dass er nach Defiziten im Vergleich mit Gleichaltrigen gefragt, die Situation mehrmals umdreht und Situationen betont, in denen er einen Vorsprung hatte. Seine Erfahrung ist, dass die anderen dann „plötzlich nett“ werden. So gesehen basieren seiner Ansicht nach Freundschaften oder zumindest „Nettigkeit“ doch auch auf der Möglichkeit, den anderen materiell etwas bieten zu können. V.a. aus den Schilderungen der Mutter wird deutlich, dass R. aber selten in einer starken Position ist, sondern von seinen KollegInnen in der Schule oft gehänselt wird. Ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit empfindet er mit einem Gleichaltrigen aus der Nachbarschaft, der ebenfalls Mühe hat, Anschluss zu finden. Ihre Freundschaft definiert sich über den Austausch von Computerspielen, aber auch darüber, sich gegenseitig auszulachen.

Insgesamt wirkt R. in verschiedenen Situationen ein bisschen fehl am Platz: Er hat als aussergewöhnliches Kind zur Trennung der Eltern beigetragen, seine Mutter kann nicht arbeiten gehen, weil er als POS-Kind besondere Zuwendung braucht, im Dorf findet er keine Freunde, in der Schule wird er ausgelacht und zu Hause langweilt er sich, wenn seine Schwestern nicht mit ihm spielen wollen und die Eltern mit ihrem Geschäft beschäftigt sind.

Sohn und Tochter der Frauen Gruppe 3 (anpassungsbemüht, offen)

Sohn K (9 Jahre) macht einen unbeschwertem, „lausbubenhaften“ Eindruck. Er erzählt gerne Witze und Geschichten über Unfälle und Verbrechen. Ungewöhnlich für sein Alter ist seine Sparstrategie: Wenn er zwei Franken bekommt wirft er den einen in das eine „Kässeli“, den anderen in ein andere, das er dann zwischendurch auf die Bank bringt, um zu sparen. In seine Serie von Erzählungen über Unfälle und Verbrechen passt auch seine Geschichte vom Überfall auf seine Bank, die er mit überraschender Gleichmütigkeit erzählt, obwohl er dabei einen für sein Alter enormen Verlust erlitten hat (ca. 1000 Franken) bzw. glaubt erlitten zu haben.

Obwohl er, wie erwähnt, einen unbeschwerten Eindruck macht, fällt auch auf, dass er schwierigen persönlichen Themen geschickt ausweicht, z.B. der belasteten Beziehung zu seinem Stiefvater oder zu seinen Halbbrüdern. Laut seiner Mutter leidet er unter Konzentrationsschwächen, ist durcheinander und es fehlt ihm an Selbstvertrauen. Sohn K. hat demgegenüber seine eigenen Interpretationen: Einerseits haben verschiedene fremde Mächte ihre Hände im Spiel, wenn er etwas verliert (z.B. Diebstahl in der Garderobe des Sportclubs) oder kaputt geht (z.B. Velo). Oder konkrete Personen (wie seine Brüder oder der Nachbarn) „klauen“ im etwas (Münzen aus seinem Kässeli, Schraubenzieher). Bemerkenswert ist auch die laut ihm im Dorf geltende allgemeine Regel, dass man am Mittag nicht aus dem Haus darf:

K: Nein, ich möchte nicht reden. Das ist so wie Mittagspause. Da geht man nicht raus bis um eins. Das ist im ganzen Dorf die Regel. (...) Aber die Albaner gehen immer raus, die machen so einen Lärm! Da weckt man „grad“ alle auf.

Diese Regel weitet er auf ihren Familienmittagstisch aus, indem er zuerst behauptet, man dürfe nicht reden, dann aber korrigiert, er wolle nicht reden, weil er keine Zeit dazu habe. Die Nervosität der Mutter, der Stress in der Alltagsorganisation scheint an solchen Stellen durch (auch bei seiner Schilderung, wie er am Morgen aufsteht). Tendenziell weicht er der Beschreibung von Konflikten im persönlichen Umfeld aus (Konflikt mit Mutter, als das Bett kaputt ging, mit Stiefvater und Halbbrüdern, in der Schule) und zieht es vor über Unfälle und Verbrechen ausserhalb seines engeren Kreises zu sprechen, oder entwickelt Ideen, wie man Vulkane in Südamerika daran hindern kann, Magma zu spucken. Sein leiblicher Vater ist für ihn offenbar eine wichtige Bezugsperson und Identifikationsfigur: Er berichtet er über Jugenderlebnisse seines Vaters, bei denen sich zeigt, dass auch sein Vater früher vergesslich war und erzählt von einem Erlebnis mit dem Vater beim Fischen, das in einem Konflikt mit älteren Jugendlichen endet, die das Auto des Vaters beschädigen. An diesem wie auch an weiteren Beispielen zeigt sich, dass Gerechtigkeit und Regelverstösse für ihn ein interessantes Thema sind, sofern nicht er selber im Unrecht ist. Über sein Verhältnis zu Gleichaltrigen erzählt er darüber hinaus nichts Ungewöhnliches. Seine Mutter allerdings berichtet über Konflikte mit Gleichaltrigen in der Schule. Auf die Schule und seine LehrerInnen angesprochen, schildert er wieder einen Unfall (er ist in den Bach „gefallen“), der ihm eine in seinen Augen ungerechtfertigte Strafe eintrug.

Die **Tochter F.** (7 Jahre) ist auf der einen Seite noch sehr kindlich und ihrem Alter entsprechend. Über ihre Reaktionen, wenn sie etwas nicht bekommt, ist wenig von ihr zu erfahren. Sie bezeichnet, kein Geld zu haben zwar als „dumm“ und gibt zu, dass sie auch schon mal etwas wollte, dass sie nicht bekommen konnte. Aber diese Situationen scheinen sich beinahe konfliktlos und erfreulich aufzulösen, z.B. indem das „Grosi“ schliesslich das gewünschte Spielzeug doch kauft. In vielen Dingen bleibt die Autorität der Mutter dem Alter von F. entsprechend noch unhinterfragt, d.h. es spielt auch keine grosse Rolle, was und mit welcher Begründung die Mutter etwas verbietet bzw. F. gibt sich auch zufrieden mit Begründungen, wie, dass man eine „lange Nase bekommt“, wenn man lügt.

Dieser kindlichen Art widerspricht die Tatsache, dass sie in der Geschichte spontan öfters die Perspektive der Mutter einnimmt, d.h. deren Reaktionen besser nachvollziehen zu können als diejenigen von Steffi. So meint sie beispielsweise, dass die Mutter über das „Stürmen“ von Steffi wegen neuer Inlineskates böse werden könnte und Ohrenweh davon bekäme. Das Insistieren von Steffi in dieser Situation bezeichnet sie als sinnlos, weil die Mutter „eh“ kein Geld habe. F. findet im übrigen, Steffi „hat es trotzdem schön“ und nimmt damit Anschluss an die Philosophie der Mutter, das Leben trotzdem zu geniessen.

Über die Schule spricht F. hingegen nicht gerne. Sie geht „überhaupt nicht gerne“ in die Schule, weil sie dort schreiben und rechnen muss (was die Mutter ganz normal findet). Im Moment besucht sie die Einführungsklasse, d.h. absolviert zwei Mal das erste Schuljahr. Im Zusammen-

hang mit anderen möglichen Belastungssymptomen, die als Auswirkungen der Situation interpretiert werden könnten, erwähnt ihre Mutter ihre Einschlafschwierigkeiten und Verdauungsstörungen, die in Abklärung sind. F. selber berichtet von einem Monster, das ihn ihrem Zimmer sein Unwesen treibt.

Zwischenfazit

Die von uns befragten Kinder sind charakterlich, altersmässig und auch bezogen auf ihr soziales Umfeld und ihre Lebensbedingungen schwierig zu vergleichen. Diese Unterschiede sind in den Interviews sehr deutlich geworden. Dennoch bzw. gerade deshalb ist es umso erstaunlicher, dass bezüglich der Bewältigungsstrategien im Zusammenhang mit der materiellen Situation einige Parallelen zwischen den Kindern zu finden sind. Diese Ähnlichkeiten sind bedeutsam, weil sie ein Hinweis darauf sind, dass die strukturellen Bedingungen einen Einfluss auf spezifische Bewältigungsstrategien haben, die möglicherweise unabhängig sind von der Persönlichkeit der Kinder, ihrem Alter und Entwicklungsstand und anderen Begleitumständen. Allerdings ist hier zu berücksichtigen, dass die Kinder nicht zufällig von uns ausgewählt, sondern von den Müttern bestimmt wurden. Die meisten Mütter erwähnten bei irgendeiner Gelegenheit, dass sie dasjenige ihrer Kind um die Interviewteilnahme gebeten haben, dass ihnen im Moment keine grösseren Schwierigkeiten macht.

Bei allen Kindern fällt auf, dass sie mit bei ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen zurückhaltend sind oder zumindest in den entsprechenden Situationen mit den Eltern nicht lange insistieren. Die Aussagen der Kinder decken sich in diesem Punkt auch mit den Angaben der Mütter. Diese Ergebnisse bestätigen auch frühere Untersuchungen (Neuberger 1997), in denen festgestellt wurde, dass Kinder versuchen, ihre Mütter zu schonen, indem sie ihre Wünsche verschweigen, ihre Enttäuschung für sich behalten und sich bemühen vernünftig zu reagieren. Dazu passt, dass die von uns befragten Kinder auch das Problem, mit Gleichaltrigen nicht mithalten zu können, als gering einstufen und sich für die Situation der Familie nicht zu schämen schienen. Teilweise stellten die Kinder materiellen Werten andere Werte gegenüber und betonten ihre Kompensationsmöglichkeiten. Inwieweit sie diese Haltung als Selbstschutz (oder Schutz der Familie) vorspiegeln oder ob sie wirklich so empfinden, ist schwierig zu überprüfen.

Eine weitere auffällige Parallele zwischen den Kindern ist ihre Tendenz, in verschiedenen Zusammenhängen plötzlich sehr erwachsene und z.T. altkluge Sichtweisen einzubringen. Dies äussert sich z.B. darin, dass sie wie Erwachsene für die Familie mitdenken, auch wenn sie explizit zu eigenen Wünschen und Sichtweisen gefragt wurden. Selbst Tochter F., die als jüngste noch nicht viel von der Situation der Eltern zu wissen scheint (bzw. nichts anderes kennt) übernimmt überraschend oft die Sichtweise der Mutter in der fiktiven Geschichte. In einer Untersuchung aus einem anderen Zusammenhang (Kinder von Alkoholikerfamilien) wurde diese Perspektivenverschiebung unter dem Stichwort „Selbstzentrierung“ vs. „Fremdzentrierung“ beschrieben und problematisiert: Kinder in einem wechselhaften und zuweilen unberechenbaren familiären Umfeld konzentrieren ihr Erleben und ihre Aufmerksamkeit verstärkt auf ihre Eltern (Vielhaber 1996). Von einem solchen Umfeld ist auch bei den von uns befragten Familien auszugehen: Die Mütter befinden sich in einem permanenten Rechtfertigungsdruck sich selber, den Kindern und ihrem sozialen Umfeld gegenüber. Die Kinder haben in diesen zwangsläufig teilweise widersprüchlichen und wechselnden Konstruktionen zentrale Rollen, die weiter oben bereits beschrieben wurden: Im wesentlichen sind sie „Schuldige“ (in Bezug auf die Vergangenheit), „Mittragende“ und „Sinnstifter“ (in Bezug auf die Gegenwart) und „Hoffnungsträger“ (in Bezug auf die Zukunft). Das Bemühen der Kinder, diesen verschiedenen Rollen gerecht zu werden, war in den meisten Interviews in Ansätzen erkennbar. Die Strategien der befragten Kinder scheinen familienintern darauf abzuzielen, das labile Gleichgewicht zu stützen. Entsprechend ungern erzählen sie von Konflikten in der Familie. Ihre Kooperation und Loyalität kann sich allerdings

konkret unterschiedlich äussern. Dies hat auch damit zu tun, dass „Kooperation“ in Bezug auf die verschiedenen Eltern-„Typen“ unterschiedliches bedeuten kann. Das zu diskutieren, wird u.a. Gegenstand des folgenden Kapitels (5.4.) sein.

Die Unberechenbarkeit und Wechselbäder beschränken sich bei den befragten Kindern nicht auf die Beziehungen zu ihren Eltern, sondern betreffen auch sozialen Beziehungen mit Aussenstehenden, insbesondere mit Gleichaltrigen. Hier finden wir jedoch deutliche Unterschiede zwischen den Kindern. Zwei Kinder, Tochter S. und Sohn R. berichten über auffällig viele Auseinandersetzungen, auch gerade im Zusammenhang mit ihrer sozialen Situation, wenn sie sich in ihren Augen wehren müssen. Dies scheint auch bei Sohn K. der Fall zu sein, er spricht jedoch selber nicht darüber. Überwiegend harmonische oder zumindest unproblematische Beziehungen pflegt Tochter M., bei der allerdings auffällt, dass sie Konflikten auch aus dem Weg geht. Dagegen vertritt Tochter L. ihre Position selbstbewusst, ohne jedoch auffällig oft in Konflikte verwickelt zu sein. Interessant ist, dass alle Kinder zwar betonen, dass ihnen das Mithalten mit Gleichaltrigen nicht so wichtig sei bzw. in ihrem sozialen Umfeld gar nicht von Bedeutung sei, trotzdem ist eine Sensibilität für soziale Unterschiede bei den meisten vorhanden. Dies zeigt gerade an den entwickelten Gegenstrategien und Werthaltungen, die für Kinder in diesem Alter doch eher ungewöhnlich sind (wenn auch teilweise wohl von den Eltern übernommen). Möglicherweise ist der teilweise stark entwickelte Gerechtigkeitsinn und die Dominanz des Themas „Schuld“ und „Verantwortung“ in den Interviews auch in diesem Sinn zu interpretieren.

In der Einleitung wurden Verhaltensauffälligkeiten (Suchtprobleme, Aggressionen) als „dominante Bewältigungsstrategien“ bezeichnet, mit denen sich deprivierte Kinder oder Jugendliche kompensatorisch Aufmerksamkeit erzeugen. Die von uns befragten Kinder sind grösstenteils in Bezug auf die angesprochenen Verhaltensweisen (nach aussen gerichtet, mit Signalwirkung und Symbolgehalt) eher unauffällig (zumindest innerhalb der Familie, einige haben viele Auseinandersetzungen ausserhalb). Hingegen sind bei fast allen aktuelle oder bewältigte Schulschwierigkeiten ein Thema, seien dies motivationale Probleme (Tochter F, ev. Sohn K.), Leistungsschwächen (Sohn R, Tochter L, überwunden bei Tochter S, Tochter M) oder Auseinandersetzungen mit KlassenkameradInnen (Tochter S, Sohn K, Sohn R). Auffällig ist die Leistungsmotivation bei Tochter S. und teilweise auch bei Sohn R. Gesundheitliche Probleme wurden von den Müttern nur sehr ungern im Zusammenhang mit der Situation interpretiert. Auffällig ist dennoch, dass bei drei von vier Mädchen Probleme im Zusammenhang mit Ernährung zu vermerken sind: Tochter M. ist übergewichtig, Tochter S. war übergewichtig und Tochter F. hat Verdauungsprobleme.

Im folgenden Kapitel geht es nun darum, die berichteten und beobachteten Symptome und Verhaltensweisen der Kinder in einen Zusammenhang zu stellen: Wie sind sie im Hinblick auf die Interpretationen und Strategien der Eltern zu interpretieren und welchen familiäre Dynamik entwickelt sich möglicherweise daraus.

5.4 Die familiäre Dynamik in den betroffenen Familien

5.4.1 Modell zur Beschreibung der Familiendynamik

In Kap. 5.2.2. wurde die Ausgangssituation einer in Armut lebenden Familie als eine Situation beschrieben, in der es schwierig ist, den eigenen Umgang mit der Situation vor dem Hintergrund der beschränkten Ressourcen einerseits und der wahrgenommenen Defizite andererseits, „ver-

sungsfähigkeit der Familie und machen gegebenenfalls auch einen grundlegenden Wandel im Familiensystem erforderlich. Auch armutsspezifische Belastungen gehen über das normale Mass an Belastungen hinaus und erfordern besondere Fähigkeiten. Jackson (1990 in Neuberger 1997) fand in seiner Untersuchung arbeitsloser Familie, dass sich gerade diese Familien jedoch mit grundlegenden Veränderungsprozessen schwer tun, die z.B. eine Neudefinition der Familienrollen und –regeln beinhalten (sogeannter Wandel 2. Ordnung).

Die Frage, warum sich Familien in diesen Krisensituationen mit Veränderungen schwertun, ist mit derjenigen der „sozialen Positionierung“, wie sie in Kap. 5.2.3. besprochen wurde, eng verknüpft: Eine grundlegende Veränderung der Situation erscheint vor dem Hintergrund der beschränkten Ressourcen für die Familie nicht verkraftbar. Sie würde ausserdem vieles, das bisher familienintern einigermassen funktioniert, in Frage stellen. Im folgenden werden diese konkreten Familiendynamiken, ihr „Funktionieren“ beschrieben und im Anschluss in Bezug auf die bisherigen Resultate interpretiert.

Die folgenden Fallbeschreibungen orientieren sich aus Übersichtsgründen wiederum an der Typologie, die aufgrund der Interviews mit den Eltern bzw. Müttern erarbeitet wurde. Dies soll jedoch nicht der einseitigen Sicht Vorschub leisten, dass die „Aktionen“ und Einstellungen der Mütter immer und einzig der Ausgangspunkt für die Familiendynamik sind. Es handelt sich natürlich um eine wechselseitiges Abhängigkeits- und Beeinflussungsverhältnis.

5.4.2 Fallbeschreibungen der Familiendynamiken

Gruppe 1: Schicksalsergebene/duldsame Frauen

Die Mütter dieser Gruppe nehmen der Situation gegenüber eine passive, erdulden, Frau M. zusätzlich eine beschönigende Position ein. Ihr Ziel ist es, unter den gegebenen Umständen, an denen sie glauben, wenig ändern zu können, ihren Alltag möglichst reibungslos zu gestalten. Reibungen sind jedoch unvermeidbar, wie sich am Beispiel von **Familie M.** deutlich zeigt: Immer wieder gerät sie mit ihren knappen Mitteln in einen Zwiespalt, wenn ihre Kinder gleichzeitig Wünsche anmelden und sie „muss schauen, was zuerst wichtiger ist“. Dabei läuft es i.d.R. darauf hinaus, dass die Mutter und die Tochter diejenigen sind, die ihre eigenen Bedürfnisse in den Hintergrund stellen und nachgeben, während der älteste Sohn mit seiner Strategie zu fordern und „auszuflippen“ offenbar Erfolg hat. Frau M. weiss aus Erfahrung, dass sie mit der Tochter hier ein leichteres Spiel hat:

„Der Älteste hat Schwierigkeiten (...). Er ist sowieso ein „difficiles“ Kind. Wenn er etwa will, dann muss es her. Das ist hart für ihn, wenn ich sagen muss, nein, es geht nicht, du musst warten (...) Und er kann fast nicht warten. Nachher muss ich „aube“ mit der Tochter reden und sie gibt viel nach, sie ist sehr verständnisvoll also“.

Bezogen auf Abb. 3 bedeutet das, dass sie auf das „abweichende“ Verhalten des Sohnes nicht damit reagiert, den Druck auf ihn zu erhöhen, sondern in der Genügsamkeit der Tochter eine Möglichkeit findet, Konflikten mit dem Sohn auszuweichen. Tochter M. erlebt diese Situationen sehr bewusst: Ihr Bruder reagiere heftig, wenn er etwas nicht bekommt, obwohl er schon jetzt gegenüber seinen Geschwistern im Vorteil ist (Er hat ein eigenes Zimmer, einen eigenen Fernseher und ist darüber hinaus in der Schule klar am erfolgreichsten). Die Unzufriedenheit der Tochter über diese Situation wird zwar deutlich, jedoch würde sie, wenn sie sich wehren würde, ihre Mutter in eine schwierige Lage bringen (Kooperation). Frau M. auf der anderen Seite hat es unter diesen Umständen schwer, Erziehungsprinzipien (Chancengleichheit unter den Geschwi-

stern) und Sparprioritäten (Wichtigkeit, Bedarf) zu setzen. Ihre Strategien verfolgen v.a. das Ziel, Konflikte mit dem Sohn und zwischen den Geschwistern zu vermeiden. Diese Orientierung dürfte es ihr auch schwer machen, sich um mehr als die kurzfristige Linderung der alltäglichen Probleme zu kümmern, weil sich so keine nachvollziehbaren und damit bewusst veränderbare Regeln ausbilden können, sondern in jeder Situation neu verhandelt werden muss (auch wenn der Ausgang der Verhandlungen vorhersehbar ist). Die Nachgiebigkeit gegenüber dem Sohn hat ihren Ursprung in der Trennungsgeschichte von ihrem Mann, die der Sohn am meisten miterlebte, was einerseits seine Schwierigkeiten erklärt und entschuldigt, andererseits Frau M. ein schlechtes Gewissen macht. Die Ursache für diese problematische Familiendynamik liegt damit zwar nicht in der Armut selber, jedoch provoziert diese Situationen, in denen sich diese Rollenkonstellation verfestigen kann und engt den Handlungsspielraum zusätzlich ein. Hinzu kommt, dass das Argument „unser Geld reicht nicht“ in Konflikten an die Stelle von möglichen anderen Erziehungsprinzipien tritt, die sich so gar nicht erst entwickeln können. Die Unsicherheit, sich gegenüber ihren Kindern zu positionieren, beschränkt sich nicht nur auf Situationen, in denen es um materielle Knappheit geht. Auch bei anderen Streitigkeiten zwischen den Geschwistern, offenbart sich ihre Hilflosigkeit, weil sie sich nicht entscheiden kann, wessen Partei sie ergreifen soll. Tochter M. kennt diese Situationen offensichtlich gut:

K: Ja, sie hat gesagt, ich, „aube“, sie mischt sich jetzt nicht mehr so viel rein, sie sagt wegen dem auch: ihr müsst jetzt allein. Aufhören. Ein paar Mal sagt sie: jetzt hört auf. (...) Oder wenn jetzt einer, beide anfangen. Nachher sagt sie: Ja, wem soll ich helfen. Und nachher wenn, wenn sie jetzt ihm hilft: Hör du auf. Nachher sagt der andere, oder, warum sagst du das nicht zu ihm? Nachher mischt sie sich nicht mehr so viel hinein.

Tochter M. versucht sich ebenfalls aus Streitigkeiten herauszuhalten. Allerdings wehrt sie sich eher, wenn die Mutter abwesend ist. Diese Erfahrung macht zumindest die Mutter, denn sie traut sich kaum, ihre Kinder alleine zu lassen, weil sie dann wie „Hund und Katz“ aufeinander gehen und sie befürchten muss, dass die Nachbarn sich beschweren könnten. Damit scheitern beide Strategien: Sowohl ihre Abwesenheit wie auch ihre Präsenz sind im Konfliktfall nicht sehr hilfreich.

Interessant ist, dass unter (im weitesten Sinn) vergleichbaren Umständen, was die Deutung der Situation aus Sicht der Mütter anbelangt, sich bei **Familie L.** eine ziemlich andere Konstellation herausgebildet hat. Auch hier hat das älteste Kind, die Tochter L. eine starke Position, allerdings nicht als Rebellin (wie der Sohn M.), sondern als weitgehend loyale (wie Tochter M.), aber auch verhandelnde und teilweise dominierende Partnerin. In Frau L.s Beschreibung wird diese Rolle der Tochter allerdings nur vereinzelt deutlich, im Gegenteil: Frau L. streicht heraus, dass sie als Eltern versuchen, ihre Nervosität „ein bisschen zu verstecken“, damit die Kinder nicht „zuviel darunter leiden“. Offensichtlich gelingt dies jedoch nur zum Teil, denn obwohl die Mutter dank Medikamenten recht gelassen erscheint, hat v.a. die ältere Tochter den psychischen Zusammenbruch der Mutter miterlebt und ist darauf gefasst, dass dies wieder passieren kann. Tochter L. reagiert darauf v.a. kooperativ und loyal: Sie vermeidet es, Dinge zu tun oder zu sagen, die die Mutter nicht „verliden“ kann, sie versucht sie mit Geschenken zu trösten, wenn es ihr schlecht geht und sie geht unbewusst noch weiter, indem sie v.a. gegenüber ihrer jüngeren Schwester, aber auch gegenüber ihrer Mutter die (die wohl in ihren Augen fehlende) führende Rolle einnimmt, wie das folgende kurze Beispiel zeigt:

K: Mami, nimm die mal mit, die will immer an meinem Ding herumbeissen, nimm sie mal mit und binde sie an (...). Die nervt die ganze Zeit. Danke.

Sie ist in dieser Situation im Interview sehr bestimmt und direkt, andererseits vergisst sie aber auch nicht, sich höflich zu bedanken. Die Art und Weise, wie selbstverständlich die Mutter darauf reagiert, weist darauf hin, dass sie sich diese Art der Tochter gewöhnt ist. Für die Mutter ist diese Rollendelegation kurzfristig entlastend. Allerdings führt sie auch dazu, dass die Tochter,

indem sie mehr als üblich Verantwortung übernimmt, sich in ihrer Beziehung zu ihren Eltern auch mehr als Verhandlungspartnerin definiert, denn als Kind, das die Entscheidungen der Eltern akzeptieren muss. Dafür spricht ihre Beschreibung einer Situation, in der sie ihre Verhandlungsstrategien beim Kauf einer Barbiepuppe beschreibt. Sie empfindet es als „gemein“ nicht angehört zu werden (Pflichten und Rechte). Zumindest aus Sicht der Mutter eskalieren diese Konflikte jedoch nicht. Möglicherweise besteht die Strategie der Mutter darin, in diesen Situationen auf ihre Schwäche hinzuweisen (Ausweichstrategie). Dafür spricht, dass die Tochter davon spricht, dass sie darauf verzichtet gewisse Dinge zu tun, weil die Mutter es nicht „verliden“ (ertragen) kann. Diese Wortwahl könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Mutter mit ihrer Schwäche argumentiert, nicht mit Erziehungsprinzipien. Darauf gibt es für die eigentlich loyale Tochter keine Gegenargumente und keine andere Möglichkeit als Rücksichtnahme.

Die Männer/Väter stützen in beiden Familien die bestehende Rollenkonstellation, wenn auch auf unterschiedliche Weise: Herr L. erscheint trotz hoher Präsenz als Arbeitsloser irgendwie abwesend und Herr M. ist trotz Abwesenheit sehr präsent. Dass der Vater/Mann in der Familie L. kaum in Erscheinung tritt (ausser als Nichtmehrarbeitsfähiger), könnte ev. ein Grund sein für die starke Position der Töchter (dazu Lit. über Töchter von arbeitslosen Vätern: werden in dieser Situation eher gestärkt, dort allerdings damit begründet, dass die Mutter in der Familie eine stärkere Position bekommt und für die Tochter Vorbild ist). Der Vater in der Familie M. ist hingegen im Vergleich dazu eine schillernde Figur, sowohl im negativen Sinn in den Augen der Mutter als auch im sehr ambivalenten Bild der Tochter: Aus ihrer Sicht erscheint der Vater einerseits als derjenige, der es geschafft hat, andererseits hat er die Familie verlassen und verärgert die Mutter weiterhin. Aufbruch und Erfolg sind somit für das Mädchen gekoppelt an Illoyalität und Konflikte.

Gemeinsam ist beiden Konstellationen, dass sich in beiden Familien relativ stabile Rollenverteilungen ausgebildet haben. In beiden Familien sind es die ältesten Kinder, die eine starke Position innehaben, allerdings diese nicht in der gleichen Art wahrnehmen. Der Fokus des Familiensystems liegt darauf, dass familiäre Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Die Mütter passen ihre Anforderungen den Kindern an. Regeln gelten so lange, als dass sie helfen Konflikte zu vermeiden.

Gruppe 2: Fordernde und sich abgrenzende Frauen

Im Gegensatz zu den beiden vorher beschriebenen Familien werden Konflikte in diesen beiden Familien offener ausgetragen. Die Diskrepanz zwischen der aktuellen Situation und den Ansprüchen, v.a. auch in Bezug auf die Kinder, ist grösser und damit auch der Druck höher, trotz Widerständen einen Weg zu finden, um die Situation der Familie zu verbessern. Gleichzeitig wurde bei beiden Frauen auch deutlich, dass ein Bedürfnis nach Harmonie, Distanz und Erholung besteht.

V.a. **Familie R.** pendelt diesbezüglich zwischen den Extremen: Auf der einen Seite ist die Familie Quelle der Kraft und Zuversicht und letztes Bollwerk gegen die „knallharte“ Aussenwelt (etwas drastisch ausgedrückt). Die Situation „schweisst“ die Familie zusammen, „der Halt ist einfach fester“, weil sie über „alle Probleme reden“ und anstatt kostspielige Ausflüge „halt einfach einen Spaziergang machen“ und wieder „glücklich und zufrieden“ sind. Wenn die Belastungen schlimmer werden und es ihnen schlecht geht, wird umso mehr in die Kompensationsmöglichkeiten investiert: Zu zweit gehen sie weg, in ein Restaurant oder ins Theater, um sich so wieder eine Woche „halten“ zu können. Den Mythos, dass der familiäre Zusammenhalt die vorhandenen Defizite aufwiegt, versucht die Familie soweit wie möglich aufrechtzuerhalten. Dies geht so lange, bis der Druck (bzw. der Widerspruch zwischen Anspruch

und Realität) so gross ist, dass einer der beiden Partner oder beide explodieren, was offenbar zu massiven, lautstarken Auseinandersetzungen (z.T. mit physischen Verletzungen) führt. Das „Gebot Familie“ (so nennt Frau R. es selber) führt somit möglicherweise dazu, dass Konflikte aufgeschoben werden und dann in unkontrollierbarer Weise ausbrechen: Man versuche zwar schon, sich vorher vor den Kindern zurückzuziehen, aber das sei manchmal nicht mehr möglich. Für Frau R. sind diese Ausbrüche umso schmerzhafter, weil ihr bewusst wird, dass sie ihren Kindern nicht immer die „Harmonie“ zeigen kann, „wie sie sein sollte und nicht mehr ist“. Das folgende Zitat zeigt, wie sich der Druck in der Familie langsam aufbaut, der Konflikt ausbricht und in der vorübergehenden Auflösung des Familienverbands und mit dem Rückzug der einzelnen Familienmitglieder endet:

„Man meint, man bewältigt ein Problem, dann kommt ein anderes Problem, das genau gleich stark ist, dann meint man wieder man habe es bewältigt, dann kommt vielleicht noch ein drittes drauf. Dann hast du die vorhergehenden immer noch im Kopf, obwohl du das Gefühl hast, du hättest es geschafft. Und dann kommt vielleicht dazu, dass die andere Person nicht gut drauf ist. Dann gibt ein Wort das andere und dann passiert halt so Zeug. Oder es ist auch, dass er einfach ins Auto geht und ab und fort und man weiss nicht mehr wo er ist und was er macht. Und dadurch, dass du eine so harmonische Familie hast, tut dir das dann halt unheimlich weh.“

Ebenso drastisch wie die Ausbrüche sind die Rückzugsstrategien: Die Mutter schliesst die Läden des Hauses und bleibt im Dunkeln, Sohn R. zieht sich auf sein Zimmer zurück und der Lebenspartner fährt mit dem Auto weg, ohne zu sagen wohin und wie lange. Unter diesen Situationen leidet der Sohn nach eigenen Angaben stärker als unter den Geldproblemen. Er reagiert seinerseits mit Rückzug (was in diesem Fall Kooperation bedeutet, weil er damit den Eltern die Gelegenheit gibt, nicht Rücksicht nehmen zu müssen):

K: Ja, einfach wenn sie fest Krach haben, gehe ich eigentlich in mein Zimmer, mache die Türe zu, höre Musik. Ja. (...)Wenn es dann wieder ruhiger wird, gehe ich dann wieder runter.

Von aussen gesehen, ist die Dynamik in der Familie zwar nachvollziehbar, Sohn R. erlebt die Familiensituation vermutlich aber als Wechselbad der Gefühle: Einmal die harmonische Familie, die viel gemeinsam unternimmt und in deren Mittelpunkt er als jüngstes (Sorgen-)kind steht. In der Konflikt- und Rückzugsphase stehen hingegen die Interessen, Befindlichkeiten und Persönlichkeiten der einzelnen im Vordergrund, es wird laut, und er steht am Rand des Geschehens, ohne etwas ausrichten zu können (Eskalation und Auflösung). Vermutlich folgen gerade auf diese Phase aktive Bemühungen der einzelnen, das Bild der harmonischen Familie wieder herzustellen, was jedoch letztendlich die Diskrepanz zu den realen Bedingungen und Befindlichkeiten bei einem erneuten Ausbruch wieder umso deutlicher macht. Diese widersprüchlichen Erfahrungen in der Familie dürften es Sohn R. schwer machen, seinen Bezug zur Realität zu finden. Er ist in seinen Strategien kooperativ, flexibel und anpassungsfähig, geht aber im Prinzip damit über das hinaus, was er als Kind in seinem Repertoire hat: Auf der einen Seite versucht er seinen Teil für die Familie beizutragen, stark zu sein, er wehrt sich gegen Angriffe auf seine Familie, obwohl er bereits Aussenseiter ist. Er macht sich sogar Gedanken darüber, wie er seine Familie auch finanziell unterstützen könnte. Möglicherweise trägt er damit in seinen Augen auch die Verantwortung, die er sich selber für die Situation der Familie zuschreibt: Immerhin war er der Grund dafür, dass seine Mutter ihren ersten Ehemann (Vater der beiden anderen Töchter) verlassen hat. Sein Leiden an der Situation (psychisch, Schulschwierigkeiten) wird unmittelbar schon wieder zu seiner Schuld, weil sie von der Familie Anpassungsleistungen erforderte und weiterhin erfordert.

Bei **Familie S.** scheint es demgegenüber ruhiger zuzugehen. Frau S. hat es geschafft, einerseits für sich selber, aber v.a. auch für die Kinder reale Kompensationsmöglichkeiten v.a. in der Freizeit zu finden. Der „Druckausgleich“ erfolgt so unmittelbarer und individueller als bei Familie R.. Auf der anderen Seite haben sich innerhalb der Familie gewisse Regeln etabliert, die einerseits

einzelne Konflikte entschärfen, aber auch Bezug nehmen auf ein übergeordnetes Werte-/Regelsystem (Fairness, Offenheit, Vertrauen gegen Vertrauen), das transparent, relativ stabil und auf verschiedene Situationen anwendbar ist. Die Familie ist damit davon entlastet, jede einzelne Konfliktsituation neu zu verhandeln. Es ist für die Kinder so auch nachvollziehbar, in Bezug worauf kooperiert bzw. abgewichen wird (siehe Abb.), während demgegenüber bei den anderen Familien diffusere bzw. wechselnde Positionen bezogen werden. Diese momentane relative Stabilität ist jedoch nicht selbstverständlich, sondern wurde von der Mutter bewusst erarbeitet (und verträgt auch keinen Zuwachs durch einen neuen Partner, wie Frau S. meint): Auch ihre Kinder haben noch vor einiger Zeit sehr kindlich, verständnislos und „muff“ reagiert, wenn die Mutter sich die gewünschten Dinge nicht leisten konnte:

M: „Was dazu geführt hat, dass ich einfach angefangen habe, die Situation offenzulegen. Dass ich einfach gefunden habe, ich mache das nicht mit, also (...). Zum einen, ich habe so und so viel Geld, und wir haben das, was lebensnotwendig ist und das ist extra und mit dem müssen wir jetzt umgehen. Und Monat für Monat kommt von mir da ein Kommentar, dann werden sie gerade „eingeschworen“ auf die Situation.“

Frau S. wählt hier im Gegensatz zu den anderen Frauen eine präventive Strategie und thematisiert die Knappheit nicht erst in konkreten Konfliktsituationen. Die Anforderungen, die Frau S. dabei an ihre Töchter stellt sind hoch: Sie geht in der Transparenz der Budgetsituation so weit, dass den Töchtern klar sein muss, dass ihre eigenen Extrawünsche, wenn sie sie trotz zu knappen Mitteln durchsetzen würden, zu Lasten des „Lebensnotwendigen“ gehen würden. Eine offene Opposition dürfte so für die Töchter schwierig sein. Darüber hinaus fordert Frau S. Offenheit von ihren Töchtern, so wie auch sie gegenüber ihnen ihre Situation offenlegt. Bei ihrer älteren Tochter (Interviewpartnerin) ist diese Strategie im Moment offensichtlich erfolgreich: Frau S. beschreibt das Verhältnis zu ihr als sehr offen, worin ihr ihre Tochter auch beipflichtet. Allerdings haben sich die beiden diese „Beziehungsniveau“ erkämpft:

M: „Ich habe plötzlich realisiert, dass sie hinterrücks einfach immer „gänggelen“ geht und mir nichts sagt. Sie hat Sackgeld gehabt. Und dann ist sie das einfach alles in Süßigkeiten anlegen gegangen. Und hat unglaublich zugenommen. Und dann habe ich angefangen zu kämpfen mit ihr.“

Frau S. ging mit ihrer Tochter „ins Gericht“ und machte ihr klar, dass sie sich das gestörte Vertrauen wieder „erarbeiten“ und „verdienen“ muss. Sie lässt es jedoch nicht dabei bewenden von der Tochter zu fordern, sondern ändert ihrerseits auch die Spielregeln, indem sie die Höhe des Taschengelds zur Diskussion stellt. Frau S. setzt hier also Druck auf, wenn sie den Eindruck hat, dass die Tochter von den Regeln abweicht, bietet der Tochter aber gleichzeitig auch etwas. Als Frau, die kaum etwas unhinterfragt tut, überträgt sie die Regel „miteinander kämpfen, bis man sich einigt“ nicht einfach auf ihre jüngere Tochter an. Mit ihr muss sie „einen ganz anderen Weg“ gehen als mit der älteren, denn die beiden sind „völlig verschieden“. Die jüngere ziehe sich viel mehr zurück, sei diffus in ihren Wertungen und weniger gefestigt. Es sei immer „ein Kampf zu wissen, wo sie steht“ und sie „entgleitet“ ihr auch eher (wahrscheinlich versucht sie es auch bei ihr zwischendurch mit Druck). Die Unterschiedlichkeit der Töchter bringt Frau S. manchmal in eine Zwickmühle: Einerseits hat sie unabhängig von der Situation das Gefühl, sie müsse ihre jüngere, labilere Tochter gegenüber der dominierenden älteren Tochter unterstützen. Sie möchte andererseits aber auch nicht letzterer das Gefühl geben, ungerecht behandelt zu werde, denn dies könnte einerseits die Regeln in Frage stellen (zumal ihre Beziehung zu diese Tochter sowieso besser ist und ihr die Unterstützung bei ihr eigentlich leichterfallen würde). Sie beschreibt ihre Strategien in solchen Situationen als „Gang auf Messers Schneide“.

„Es ist automatisch, man kann es nicht beiden rechtmachen. Es ist halt so, die Grössere hat das Gefühl, ich bevorzuge die Kleinere. Und von mir her gesehen, ich habe das bessere Verhältnis mit der Grösseren. Einfach weil es viel offener ist als mit der Kleineren. Aber für mich ist es höllisch schwer, die Kleine zu stützen.“

Der gute Eindruck, den dieser bewusste und transparente Umgang mit der Situation macht, ist in zwei Punkten problematisch: Der eine besteht darin, dass die Mutter ganz klar deklariert, dass sie ihre eigenen Ziele aufgegeben hat und ihre Ambitionen ganz auf ihre Töchter konzentriert. Damit setzt sie natürlich die Anforderungen für ihre Töchter sehr hoch: Scheitern ihre Töchter sind sie nicht nur „selber schuld“, sondern sie machen sich gewissermassen auch an ihrer Mutter schuldig. Die ältere Tochter kann diesen Erwartungen offenbar im Moment gerecht werden, die jüngere Tochter hingegen entzieht sich ihr (Ausweichstrategie). Der zweite Punkt ist die „Übertragbarkeit“ des familiären Wertesystems auf die Welt „draussen“: Auch Frau S. erkennt, dass ihre Prinzipien dort nicht immer anwendbar sind und sie Kompromisse machen muss. Tochter S. machte ähnliche Erfahrungen, als sie feststellen musste, dass „Faustrecht“ viel effizienter ist, als sich mit Worten zu wehren und zu verhandeln.

Beide Familien, R. und S. versuchen in ihrer Familie ein Umfeld zu schaffen, in dem Regeln gelten und das Handeln, insbesondere die Erziehung, bestimmen. Die Übereinstimmung zwischen Wunsch und Realität ist jedoch dauernd bedroht, weil die Belastungen der Armutssituation den Druck auf die Familie erhöhen. Unter diesen Bedingungen nicht direkt darauf zu reagieren („Gebot Familie aufrechterhalten) führt früher oder später dazu, dass das System eskaliert, wie am Beispiel von Familie R. deutlich wird. Daran ändert auch die Kooperationsbereitschaft des Sohnes nichts, denn indirekt „verhilft“ er mit seinem Leiden und seiner Überforderung zu neuem Druck. Familie S. schafft es besser, Wunsch und Realität auszubalancieren, indem z.B. auch bewusst mit Kompromissen gelebt wird und teilweise persönliche Bedürfnisse und Ansprüche zurückgesteckt werden. Für die Kinder ist die von der Mutter gewählte Strategie anspruchsvoll, aber einigermaßen transparent und konsequent.

Gruppe 3: Anpassungsbemühte, offene Frauen

Die Frauen dieser Gruppe haben sich und ihre Kinder an die Situation gewöhnt bzw. sind dabei, sich daran zu gewöhnen. Dennoch ist es für sie mittelfristig ein Thema, sich von der Sozialhilfe in angemessenen Schritten unabhängig oder zumindest unabhängiger zu machen. Ein Teil des Gleichgewichts in beiden Familien beruht momentan darauf, dass die Kinder in beiden Familien noch relativ klein sind (Älteste 9- bzw. 10-jährig). Das bedeutet zum einen, dass die Kinder wahrscheinlich dem sozialen Vergleich unter den Gleichaltrigen noch etwas weniger ausgesetzt sind. Wie das Beispiel von **Frau F.** zeigt, ist es bei kleinen Kindern auch möglich, sie im Notfall zu belügen, d.h. ihnen z.B. Schweinefleisch als Kalbfleisch zu „verkaufen“. Hinzu kommt, dass die Position der Eltern als Autoritätspersonen i.d.R. noch etwas gefestigter ist als in Familien mit pubertierenden Kindern. Der Spielraum der Mütter ist somit in Knappheitssituationen grösser, weil aufgrund des kindlichen Autoritätsbegriffs nicht immer Begründungen und Diskussionen erforderlich sind. Der Sohn von Frau F. ist mit zehn Jahren allerdings bald soweit, dass er sich nicht immer mit einem einfachen „Nein“ abspesen lässt. Dies erklärt auch die scheinbar widersprüchliche Antwort von Frau F. auf die Frage, ob sie ihren Kindern die Situation erkläre:

M: Nein, das mache ich nicht. Ich sage einfach: Mami hat kein Geld, ich bin knapp. Und dann ist gut. Es gibt schon ab und zu, dass der L. fragt: Du Mami, warum haben wir immer so wenig Geld. Dann erkläre ich ihm das schon: Schau, ich arbeite nicht so viel, weil ich selber zu euch schauen möchte, so lange, wie es geht, wir müssen halt genau rechnen. Du musst halt auch immer ein bisschen schauen. Andere haben gar kein Geld, sie z.B. in Frankreich.

In diesem kurzen Abschnitt wird deutlich, wie Frau F. bereits einen grossen Teil des Repertoires an Argumentationen einsetzt und relativ komplexe Zusammenhänge erklärt: Sie erklärt ihm ihre Verantwortlichkeit als Mutter, die geplante Ablösung und seine Selbst- und mitverantwortung (Kooperationsangebot). Schliesslich mildert sie die Situation, indem sie auf andere verweist, de-

nen es noch schlechter geht. Ihr Sohn geht offenbar weitgehend auf das Angebot ein, als ältestes Kind die Situation mitzutragen und unterstützt die Mutter auch gegenüber der jüngeren Schwester, wenn diese protestiert:

M: L. ist manchmal etwas der Vernünftigeren. Er versteht es manchmal etwas besser und G. nicht so. Wenn sie manchmal sagt: Mami, wann gibt es wieder mal Kotelettes. Dann sage ich: sobald wir Zahntag haben. Und sie: Warum nicht morgen. Und dann macht der L.: Ja G., stürme nicht mit Mami. Du verstehst das jetzt nicht. Jetzt hat sie kein Geld und dann kann man es morgen nicht kaufen. Jetzt musst du warten bis es wieder Geld gibt und dann kauft sie dir deine Kotelettes. Er ist vernünftiger, er weiss auch langsam, wie es ist. Auch wenn ich mit ihm einkaufen gehe: ich schaue immer auf die Aktionen und er schaut auch immer.

Frau F. ist froh und auch etwas stolz darauf, dass ihre Kinder keine „Tragödie“ machen, wenn sie miterleben, dass ihre Mutter kein Geld mehr hat. Sie betont, dass auch schwierige Situationen sich schnell wieder auflösen, indem die Mutter darauf verweist, dass sie ja ihre Sackgeld für ihre Bedürfnisse verwenden können. Die verschiedenen Strategien, d.h. die Kinder in der Not zu belügen auf der einen Seite, und sie für voll zu nehmen und einzuweihen und für ihre Genügsamkeit zu loben auf der anderen Seite, machen im Einzelfall Sinn, stehen jedoch in mehrfacher Hinsicht im Widerspruch zueinander: Einmal wendet sich die Mutter an ein „naives“ Kind, einmal an einen kleinen Erwachsenen, einerseits bestätigt sie sie darin, dass Kalbfleisch etwas Wünschenswerteres ist als Schweinefleisch (bestätigt einen potentiellen Anspruch), andererseits soll die Situation, so wie sie ist, für die Kinder selbstverständlich sein (d.h. aus sich selber verstehbar und nicht erklärungsbedürftig).

Die 7-jährige Tochter von Frau F. machte im Interview zwar überwiegend den Eindruck, als ob sie tatsächlich noch nicht viel von der Situation der Mutter mitbekommt. Vereinzelt zeigen sich in ihren Aussagen Bruchstücke von Geschichten, die ihre Mutter verwendete, um bestimmte Situationen zu entschärfen (nicht erklären) und sie zu ermahnen: Z. B. soll sie nicht lügen, weil sie davon eine lange Nase bekommt. Oder sie soll nicht „stürmen“, weil das der Mutter Ohrenweh macht. Die Tochter F. ihrerseits nimmt trotz diesen auf ihr Alter zugeschnittenen Geschichten, teilweise unbewusst Perspektiven ein, die für eine Siebenjährige zumindest ungewöhnlich sind: Z. B. ahnt sie in der fiktiven Geschichte immer wieder die Reaktionen der Mutter voraus und beschreibt sie (und weniger die Gefühle und Reaktionen des Mädchens). So flexibel, wie die Mutter in der Wahl ihrer Strategien und „Einstufung“ der Kinder ist, so flexibel ist auch Tochter F.: So antwortet sie beispielsweise auf die Frage, ob sie ihrer Mutter davon erzähle, wenn sie Sorgen haben: „Ab und zu erzähle ich es nie“. Sie erklärt weiter, dass sie nach draussen spielen gehe, wenn die Mutter müde sei (Ausweichstrategie, hat gelernt, Rücksicht zu nehmen). Auf die Frage, wie sie es denn mit dem Lügen habe, meint sie zuerst sehr ernsthaft, ab und zu müsse man lügen (was auf ein für ihr Alter ungewöhnliches Moralniveau schliessen liesse nach Kohlberg), um dann aber nach einem Beispiel gefragt, eine Situation erzählt, in der sie im Spass lügt.

Die vermutete Art der Mutter, ihre Taktik gegenüber den Kindern je nach Situation zu ändern, könnte die Kinder verwirren. Denkbar ist aber auch, dass Kinder in diesem Alter erstaunliche „Spagate“ machen können, um widersprüchliche Anforderungen und Informationen in einer eigenen Konstruktion vereinen zu können. Widersprüchliche Positionierungen, wie bei Frau F. könnten dazu führen, dass Kinder sich Welten erschaffen, in denen ihnen ihre Umwelt verstehbar wird. Zumindest im Moment sind sie in diesen Konstruktionen auch selber handlungsfähig, können sie sich sogar unbewusst z.T. zu Nutze machen. Beispielsweise greift Tochter F. ebenfalls auf Phantasiegestalten zurück, um ihren Interessen Nachdruck zu verleihen: So fühlt sich Tochter F. beispielsweise momentan von einem Monster bedroht, das in ihrem Zimmer hinter dem Sessel sitzt. Im Gespräch mit der Mutter wird klar, dass die Tochter nur ungern im eigenen Zimmer schläft, seit sie der neue Freund der Mutter aus deren Zimmer verdrängt hat. Es gibt ausserdem

Hinweise darauf, dass Tochter F. ihre Mutter und ihre Grossmutter ganz geschickt gegeneinander ausspielt, wenn es darum geht, ihr einen Wunsch zu erfüllen.

Im Gespräch mit der **Familie K.** sind Knappheitssituationen, in denen sie den Kindern erklären muss, dass sie sich etwas nicht leisten kann, kein zentrales Thema. Ähnlich wie Frau F. kennt auch Frau K. einige Vertuschungsstrategien. So baut sie zum Beispiel auf die Vergesslichkeit der Kinder und vertröstet ihre Söhne mit ihren Wünschen auf später, in der Hoffnung und mit der Erfahrung, dass diese vergessen, was sie ihnen versprochen hat. Auf der anderen Seite vertritt sie wiederholt und überzeugt die Meinung, dass neue Spielsachen sowieso keine lange Lebensdauer haben. Frau K. hat zwar kein schlechtes Gewissen, dass sie ihren Kindern materiell nicht genügend bieten kann (v.a. im Moment noch nicht, Freizeitbeschäftigungen sind für die Zukunft ein Thema). Ganz eindeutig hat sie aber ein schlechtes Gewissen, weil sie ihren Kindern gegenüber oft ungeduldig reagiert, v.a. früher als sie noch bei ihrem Freund wohnte:

M: Ich habe immer probiert, für den Partner alles richtig zu machen, damit er ja nicht „verrückt“ wird und alles und dann, dass er nichts merkt, habe ich das mit der Zeit auch wieder bei den Kindern „useglah“, oder. Immer wie mehr, immer wie mehr. Und dass, das tut mir jetzt weh, warum ich das gemacht habe, manchmal.

Sie empfindet die Situation zwar heute als entspannter, aber v.a. am Morgen, wenn alle Kinder rechtzeitig aus dem Haus sollten und sie zur Arbeit, wird sie dennoch ungeduldig (Sohn K. beschreibt diesen Stress ebenfalls). Ohne ihre Intervention, so fürchtet sie, würden die Kinder „eine halbe Stunde ohne Wank“ einfach stehen bleiben. Sie ist sich ihrer eigenen Nervosität bewusst (geht auch deswegen in Therapie) und versucht zu kompensieren, indem sie abends eine Familienstunde einberuft. Auch diese ist allerdings nicht primär zur Entspannung und zum Beisammensein, sondern es werden Hausaufgaben gemacht und zusätzlich geübt, um schulische Defizite aufzuholen oder zu vermeiden. Frau K. übt aus Sorge um die Zukunft der Kinder einen ziemlich grossen Druck aus. Sie sieht diesen Druck darin gerechtfertigt, dass v.a. der ältere Sohn unkonzentriert ist, ständig Sachen verliert oder kaputt macht. Ausserdem fürchtet sie, dass ihre Kinder etwas anstellen, wenn sie sie nicht im Auge behält (womit sie es sich auch nicht leichtmacht bei vier Knaben). Auch wenn Frau K. versucht, ihre Kinder unter Kontrolle zu halten, merkt sie, dass sie trotz allem (oder gerade deswegen) den Zugang zu ihnen nicht immer findet:

E: „Manchmal merke ich, dass sie sind, dass sie nicht so gerne reden, nicht so offen sind. Ich weiss nicht, ob sie vor mir Angst haben oder trauen sich nicht. Das ist für mich auch ein bisschen Thema. Dann denke ich immer, ich möchte auch, dass sie mir ein bisschen zu mir kommen und reden würden.“

Für die Mutter ist diese Verschlussenheit in doppelter Hinsicht belastend: Einerseits entzieht sich der Sohn der Kontrolle, obwohl er diese vermeintlich nötig hat, was wiederum den Stress und Druck erhöht. Andererseits gibt sich Frau K. selber die Schuld an dieser Situation und nährt so ihr schlechtes Gewissen (was wiederum ihre Nervosität steigert). Interessant ist, dass Sohn K. in seinen Schilderungen die Mutter gar nicht als eine Kontrollinstanz beschreibt, die Regeln setzt und bestraft, ganz im Gegenteil. Beispielsweise habe sie gleichgültig darauf reagiert, als das Bettgestell zusammengekracht sei, weil die Brüder darauf herumgesprungen sind (was nicht sehr glaubwürdig ist, da sie selber bei geringeren Anlässen ganz anders von sich spricht). Möglicherweise besteht auch die Strategie von Sohn K. darin, sich eine eigene Welt zu schaffen, in der man mit einem Kran und einem riesigen Stein einen Vulkanausbruch verhindern kann (ein Beispiel aus dem Interview mit ihm in einem anderen Zusammenhang), eine Welt in der Mütter nicht schimpfen (stattdessen ominöse Dorfregeln herrschen, die einem das Draussensein am Mittag verbieten), naiv sind und einem „jeden Seich“ glauben, Stiefväter nicht existieren und Bankräuber gefasst werden.

Das Gleichgewicht in beiden Familien beruht auf einem ständigen und flexiblen Anpassen der Strategien sowohl der Mütter als auch der Kinder. Die Mütter appellieren fallweise und situati-

onsabhängig an die Vernunft der Kindern und verlassen sich in anderen Situationen demgegenüber darauf, dass die Kinder doch nicht ganz mitbekommen, was abläuft. Interessanterweise werden diese beiden Seiten auch bei den befragten Kindern deutlich: Sie wirken einerseits „lausbubenhaft“ bzw. noch sehr kindlich, andererseits aber auch teilweise altklug und erfahren. Welche Auswirkungen dieses Wechsels der Strategien hat, ist schwierig abzuschätzen. Einerseits könnte es verwirren, andererseits verschafft es den Kindern auch gewisse Freiräume.

Zwischenfazit

In der Einleitung dieses Kapitels wurde zwischen stabilitäts- und veränderungsorientierten Familien unterschieden. Die von uns befragten Familien haben sich freiwillig, ja sogar unter für sie unverbindlichen Bedingungen (schriftliche Anfrage) dazu bereit erklärt, mit uns über ihre Situation zu sprechen. Es ist naheliegend zu vermuten, dass diese Bereitschaft auch damit zusammenhängt, dass sich diese Familien im Moment in einer Phase relativer Stabilität befinden (es sei denn, der Druck ist so hoch, dass sie sich von der Teilnahme konkrete Hilfe oder Entlastung versprechen, aber diesen Eindruck machten sie nicht). Das bedeutet, dass sich diese Familien nicht in einer Phase befinden, in der sich Druck soweit aufstaut, Konflikte eskalieren und zu einer grundlegenden Veränderung der Familienstruktur führen (bis hin zur möglichen Auflösung des Familienverbands). Druck entsteht jedoch im System zwangsläufig unter den gegebenen Bedingungen der finanziellen Knappheit und deshalb müssen auch diese Familien einen Weg finden, wie sie damit umgehen. Die Varianten des „Druckausgleichs“ sind in den verschiedenen Familien offensichtlich unterschiedlich.

Bei den beiden ersten Familien (M, L) kann man nach Jackson (1990 in Neuberger 1997) von einer „resignativen Adaption“ sprechen: Das Problem der Armut wird als solches hingenommen und die Lösung in einer laufenden Anpassung der Familie an das Problem gesucht. Das bedeutet in beiden Fällen, dass die Rollen in der Familie so delegiert wurden, dass der unmittelbare Druck auf die Familie abgeschwächt wird: Die Tochter in der Familie M. leistet Verzicht zugunsten des Bruders, was von der Mutter dankbar registriert wird. In der Familie L. übernimmt die Tochter teilweise eine Rolle als Partnerin der Eltern bzw. Mutterersatz. In beiden Familien hat in Konfliktsituationen das Argument, dass man sich eben nicht alles leisten könne, einen wichtigen Stellenwert und trägt offensichtlich auch dazu bei, dass sich die Situation beruhigt. Frau M. macht ihren Kindern gegenüber oft auch ihre Entscheidungskonflikte transparent und überlässt ihnen quasi die Schlussfolgerungen, die allerdings naheliegend sind. Die familiären Regeln orientieren sich somit nicht an Erziehungsprinzipien oder individuellen Bedürfnissen und Ambitionen, im Gegenteil, diese gefährden sogar die Stabilität, weil sie darauf verweisen, dass eine Diskrepanz zwischen Ansprüchen und Möglichkeiten besteht.

In den beiden Familien S und R werden demgegenüber die Diskrepanzen zwischen den Möglichkeiten der aktuellen Situation und den Werthaltungen und Bedürfnissen in der Familie sehr deutlich. Beide Familien haben mehr oder weniger erfolgreiche Versuche hinter sich, an den Bedingungen für die Familie etwas zu ändern. Im Prinzip ist jedoch das Problem im Moment nicht lösbar. Dies hat zum einen zur Folge, dass sich v.a. in der Familie R. der Druck immer wieder aufstaut oder sich die einzelnen Familienmitglieder auf individuelle Kompensationsmöglichkeiten zurückziehen (Religion, Natur), die im Moment realistisch sind. Zum anderen verschiebt sich die „Lösung“ des Problems in die Zukunft: Auch wenn die Familie/die Mütter unmittelbar nichts an der Situation ändern können, sollen doch die Kinder es einmal anders haben. Diese Hoffnung und die entsprechende Unterstützung der Kinder bedeutet jedoch gleichzeitig auch ein Druck für die Kinder. Ein Scheitern wird nicht nur zu einem persönlich zu verantwortenden Problem für das jeweilige Kind, sondern ist ein Scheitern der Familie als Ganzes. Tochter S. kann

diesem Druck im Moment gut standzuhalten, sie empfindet diesen sogar explizit als kleiner im Vergleich mit ihren „reichen“ MitschülerInnen, die unbedingt den Übertritt in die bessere Schule schaffen müssen. Ihre Schwester hingegen hat sich zurückgezogen, allerdings vermutlich auch aus anderen Gründen. Die Mutter passt sich hier in ihren Strategien an: Sie ist streng zu ihrer „starken“ Tochter und schont und unterstützt die Jüngere. Sohn R. versucht seiner Rolle als Unterstützer und Verteidiger der Familie gerecht zu werden. Ganz offensichtlich scheitert er damit aber immer wieder.

Am realistischsten und unproblematischsten erscheinen die Anpassungsbestrebungen der Mütter K und F: Sie nehmen zwar die Situation als im grossen und ganzen im Moment gegeben hin, fassen dennoch schrittweise Anpassungen mittelfristig ins Auge (Jackson 1990 -> konstruktive Adaption). Daraus entstehen keine grossen Widersprüche und Konflikte. Die Kinder sind genügend eingeweiht, so dass grössere Rebellionen im Moment nicht anstehen, auf der anderen Seite noch genügend Kind, so dass ihre Reaktionen zu verstehen und akzeptieren sind (und nicht zu einer „Schuld“ werden). Trotzdem könnten kleinere Unstimmigkeiten auftreten, z.B. im Kontakt mit Aussenstehenden (Grossmutter Familie F) oder weil die Nervosität der Mutter wegen der Situation und der Vergangenheit durchdrückt. Beide Seiten bemühen sich jedoch, diese Unstimmigkeiten klein zu halten, die Mütter fallweise mit Transparenz fallweise mit Ersatzbegründungen. Möglicherweise sind auch einige der „Phantasieleistungen“ der Kinder vor diesem Hintergrund zu verstehen. Wie bei den Familien L und M. scheint es auch unter diesen Umständen schwierig zu sein, familiäre Regeln zu definieren, die relativ stabil, transparent, insbesondere auch für die Kinder nachvollziehbar sind. Es stellt sich auch die Frage, wie sich die Situation ändert, wenn die Kinder älter werden und die Kinder die Begründungen der Eltern in Frage stellen.

Die möglichen Auswirkungen dieser Familiendynamik auf die Kinder bzw. die Interpretation der vorgefundenen Symptome (gesundheitliche Beschwerden, Konflikte mit Gleichaltrigen, Schulleistungen) im Zusammenhang mit der Armutssituation wurde teilweise bereits angesprochen. Entscheidend für diese Auswirkungen ist sicher, dass es für Kinder im Gegensatz zu Erwachsenen noch weniger möglich Widersprüche rational zu verarbeiten. Hinzu kommt, dass die Kinder z.T. noch mehr als ihre Eltern (oder je nach dem Mütter) Grenzgänger sind zwischen „innen“ und „ausen“, d.h. familiärem Umfeld und weiterem sozialen Umfeld: Sie müssen sich im schulischen Umfeld bewähren, Leistungen bringen, sich einordnen und mit ihren gleichaltrigen KameradInnen zurecht kommen. Gerade für Kinder aus Familien, die sich eher nach aussen abschotten und andere Werte und Regeln propagieren, dürfte es schwierig sein, diese beiden Welten in Einklang zu bringen. Die möglichen längerfristigen Auswirkungen dieser Situation für die Kinder wird im folgenden Kapitel 6 „Diskussion und Schlussfolgerungen“ noch einmal aufgegriffen und im Zusammenhang mit den eingangs zitierten Studien (Kap. 2) noch einmal diskutiert.

6 Diskussion und Schlussfolgerungen

Armut von Familien wurde in der vorliegenden Studie als eine Situation beschrieben, die weit mehr als nur materielle Deprivation umfasst. Dies zeigen u.a. auch die trotz verschiedenen individuellen Lebensumständen ähnlichen Probleme, mit denen die von uns befragten Familien konfrontiert sind. Unausweichlich, wenn auch nicht in allen Familien gleich explizit thematisiert, stellt sich die Frage nach dem eigenen sozialen Status in dieser Gesellschaft und seiner Veränderbarkeit: Wird die aktuelle Abhängigkeit von der Sozialhilfe zur Lebensperspektive, möglicherweise auch für die eigenen Kinder, oder lassen die eigene Geschichte und die momentanen Ressourcen eine Entwicklung zu?

Die Positionierungen der betroffenen Mütter zu dieser Frage wurden in den Interviews relativ deutlich. Schwieriger war jedoch die Interpretation der kindlichen Sicht auf die Situation der Familie und ihre Bewältigungsstrategien. Frühere Untersuchungen (Neuberger 1997, Walper 1988) betonen hier die Rolle familiärer Bewältigungsprozesse, weil insbesondere für jüngere Kinder die Familie der zentrale Lebensraum und Kristallisationspunkt der Auseinandersetzung mit der Armut ist. Die Rolle der Eltern in diesem Prozess ist dabei weit komplexer als nur diejenige, Stress weiterzuvermitteln, auch wenn diese und die erwähnten Untersuchungen Beispiele dafür geben, wie unter Armutsbedingungen latente Konfliktpotentiale vermehrt oder aktiviert werden können. Die Rolle der Eltern beschränkt sich im weiteren auch nicht darauf, wie sich das einige der befragten Mütter wünschen würden, die Auswirkungen der materiellen Einschränkungen zu „filtern“ bzw. bestimmte diesbezügliche entlastende Bewertungen zu vermitteln (z. B., dass materielle Einschränkungen kompensierbar sind).

Vermutlich viel weitreichender in ihren Auswirkungen auf die Kinder sind die grösstenteils impliziten und unbewussten Erwartungen und Anforderungen an die Kinder, die aus ihren unterschiedlichen Rollen in der Familie resultieren. Sie hängen mit der Armutssituation insofern zusammen, als die „Verstrickung“ der Kinder im Familiensystem daher rührt, dass „arm sein“ in unserer Gesellschaft immer noch einem „Begründungszwang“ unterliegt. Kindern liefern einerseits diese Begründungen und Legitimationen und zwingen andererseits auch tatsächlich dazu als VersorgerIn und ErzieherIn weiterhin zu funktionieren. Sie stabilisieren das familiäre System und sind „sinnstiftend“ sowohl in Bezug auf die Vergangenheit (wie ist alles soweit gekommen), auf die Gegenwart (warum machen wir das jetzt so) und für die Zukunft (was wird noch möglich sein). In diesen Mehrfachrollen sind jedoch nicht immer die gleichen Eigenschaften gefragt: Ihre Verletzlichkeit ist Zeuge der Vergangenheit und Teil der Familiengeschichte, ihre Loyalität und Anpassungsfähigkeit gefragt in der Gegenwart und ihre Stärke und Selbständigkeit Voraussetzung dafür, dass die Familie neue Wege gehen kann (z.B. Erwerbstätigkeit der Mutter).

Wie gehen die betroffenen Kinder mit diesen Anforderungen um? Von aussen betrachtet erscheint das Verhalten der von uns befragten Kinder vergleichsweise unproblematisch, zumindest, wenn man an die in anderen Untersuchungen beschriebenen Probleme (Suchtverhalten, Aggression, Devianz) bei deprivierten Jugendlichen denkt (Mansel 1998, Mielck 1998). Die Entwicklungsphase zwischen Schuleintritt und Pubertät wird allgemein und nicht grundlos auch als „Latenzphase“ bezeichnet, eine Phase also, in der von aussen betrachtet, nicht viel Spektakuläres geschieht. In Bezug auf die Entwicklung der Identität und des Selbstbilds ist diese Phase dennoch wegberaubend (Fuhrer, Marx, Holländer, Möbes, 2000): Während Kinder in der frühen Kindheit noch nicht in der Lage sind soziale Vergleichsinformationen bedeutungsvoll zu integrieren, lernen Kinder in dieser Phase die Reaktionen anderer zu antizipieren und die Rolle ihres eigenen Verhaltens im sozialen Kontext zu internalisieren. Daraus entwickeln sich persönliche

Standards als erste Form der bewertenden Selbstregulation. Das Kind lernt im weiteren Verlauf seiner Entwicklung, verschiedene Selbstbilder miteinander zu kombinieren und kann spezifischere, auch sich widersprechende Merkmale in hierarchische Strukturen integrieren und die Meinungen bedeutsamer Anderer (z.B. Eltern) internalisieren. In dieser Phase wird das Selbstbild auch verletzlich gegenüber all jenen Handlungsbereichen, die gesellschaftlich bedeutsam sind (Schulleistungen, Akzeptanz unter Gleichaltrigen, Sport).

Diese Ausführungen machen deutlich, dass die möglichen/wahrscheinlichen Rollenkonflikte, denen Kinder unter Armutbedingungen ausgesetzt sind, auf eine sehr sensible Phase treffen. Es stellt sich die Frage, wie die beschriebenen Lernschritte in der „Informationsverarbeitung“ bezüglich des Selbst unter diesen Extrembedingungen erfolgen. Einige der in dieser Studie aber v.a. auch in zahlreichen quantitativen Erhebungen gefundenen Symptome, wie psychosomatische Symptome, Lern- und Konzentrationsschwierigkeiten, könnten Ausdruck dieser Spannung sein, die sich aus der (misslungenen) Integration unterschiedlichster Anforderungen ergibt. Auch die in den Interviews berichteten Strategien der Kinder passen zumindest teilweise in dieses Bild: Sowohl (Über-)angepasstheit, wie auch Ausweichen oder Rebellion sind in der beschriebenen Situation (widersprüchliche Anforderungen) mögliche Strategien der Komplexitätsreduktion. Im ersten Fall werden die eigenen Bedürfnisse verdrängt („Fremdzentrierung“), im zweiten und dritten Fall bestimmte andere verleugnet bzw. übertönt. Die Reaktion des Umfelds auf das jeweilige Verhalten hängt einerseits sicherlich von diesem selber ab: So wird Angepasstheit wohl eher belohnt und damit bestärkt, während Rebellion oder auch Rückzug eher negativ sanktioniert werden. Andererseits ist die Reaktion abhängig von den Zielen und Strategien in einer Familie: Stabilitätsorientierte Familien werden wohl eher dazu neigen, nach Ausgleich- und Kompensationsmöglichkeiten zu suchen, während veränderungsorientierte Familien versuchen werden, das Verhalten in die gewünschte Richtung zu lenken. Mit beiden Strategien wird aber das grundsätzliche Problem nicht gelöst werden können, im Gegenteil: Die Fremdzentrierung der „Überangepassten“ wird in Folge der Belohnung eher zunehmen, im anderen Fall fördert Druck das Ausweichen bzw. Rebellieren eher, als dass es ihm entgegenwirkt.

Im folgenden wird noch einmal auf die in der Literaturübersicht dargestellten Ergebnisse über Auswirkungen in verschiedenen Bereichen zurückgegriffen, um sie auch im Licht unserer Ergebnisse zu diskutieren und im Anschluss daran einige mögliche Handlungsempfehlungen zu formulieren.

Gesundheit und emotionale Entwicklung: Verschiedene Untersuchungen haben gezeigt, dass armutsbetroffene Kinder häufiger unter verschiedenen körperlichen, psychischen und psychosomatischen Beschwerden leiden. Auch die von uns befragten Kinder wiesen solche Symptome auf: Bei den Mädchen handelte es sich eher um Essprobleme (Übergewicht, Verdauungsstörungen). Bei den beiden Knaben waren Konzentrationsstörungen und mangelnder Selbstwert zu verzeichnen. In der Literatur wurde die grössere gesundheitliche Belastung von Kindern aus armen Familien mit den ungünstigeren Lebensbedingungen, der schlechteren gesundheitlichen Versorgung und gesundheitsschädigendem Verhalten erklärt. Diese Erklärungen treffen für die von uns befragten Familien nur bedingt zu bzw. sind nicht ausreichend. Es entstand weder der Eindruck, dass diese Familien keinen Zugang zur Gesundheitsversorgung haben, noch dass sie ihre Kinder diesbezüglich vernachlässigen. Wenn überhaupt, dann ist es eher die Gesundheit der erwachsenen Familienmitglieder, die überbeansprucht wird. Es war auch geradezu auffällig, wie sich die Frauen explizit dagegen aussprachen, dass bestimmte Symptome bei den Kindern mit der ökonomischen Lage der Familie zusammenhängen. Auch wenn körperliche/psychosomatische Symptome keine direkten Auswirkungen materieller Deprivation sind, ist es naheliegend, sie als indirekte Folgen der familiären Belastungen zu interpretieren: Zum einen als Folge des Drucks unter dem die Eltern stehen und den sie an die Kinder weitergeben, zum anderen als Folge der oben beschriebenen Rollenkonflikte, die für das Kind rational nicht zu

verarbeiten und emotional schwer auszuhalten sind. Die Interpretation der Eltern, die körperliche Symptome als isolierte und zufällige Phänomene oder zumindest nicht als Folge der Armutssituation zu deuten, bringen auf den ersten Blick vielleicht Entlastung. Körperliche Symptome erhalten eine präzise Bezeichnung und werden scheinbar kontrollierbar. Bleiben entsprechende Behandlungen aufgrund der Fehlinterpretation dann allerdings wirkungslos, verstärken sich Zweifel und verdrängte Schuldgefühle, weil die Defizite der Kinder nun möglicherweise als eigenes Versagen gewertet werden können. Hier kann ein Teufelskreis seinen Anfang nehmen, weil so die Belastung der Familie zusätzlich vergrößert wird.

Kognitive und schulische Entwicklung: Die bisherigen Untersuchungen zeigen in diesem Bereich eine gemischte Bilanz: Kognitive Entwicklung und Leistungsmotivation scheinen nur beschränkt durch die Armutssituation beeinflusst zu sein (Grundmann 1998). Hingegen waren die schulischen Leistungen v.a. bei Schulein- und -austritt, sowie der Berufseinstieg betroffen. Diese Ergebnisse lassen sich gut mit den uns vorliegenden Eindrücken aus den Interviews verknüpfen: Bei einem Teil der Kinder ist tatsächlich eine auffällige Leistungsorientierung zu vermerken und auch Freude und Stolz über gute oder verbesserte Schulnoten. Bei anderen Kindern waren Schulleistungen hingegen eher ein unbeliebtes Thema und auf Seiten der Eltern in diesem Zusammenhang auch von Leistungsschwächen und Konzentrationsstörungen die Rede. Konzentrationsstörungen können in ähnlicher Weise gedeutet werden wie psychosomatische Beschwerden, d.h. als „kognitiver“ Ausdruck der Verwirrung und Spannung, die daraus entsteht, dass es schwierig ist sich auf wechselnde Anforderungen immer wieder neu einzustellen. Eingeschränkte Leistungsorientierung könnte auch die Folge der beschriebenen „Fremdzentrierung“ sein, d.h. dass die Aufmerksamkeit der Kinder mehr auf das Wohlergehen der Familie gerichtet ist als auf eigene Bedürfnisse, Leistungen und mögliche Defizite. In der Literatur wurde v.a. der Berufseinstieg als eine besonders schwierige Phase für armutsbetroffene Jugendliche beschrieben. Vermutlich ist dies nicht nur eine Folge der teilweise schlechteren Leistungen in der Schule. Es wäre denkbar, dass das Gefühl für die Familie Mitverantwortung tragen zu müssen, zum Wunsch führen kann, selber so schnell wie möglich finanziell unabhängig zu sein, um die Familie unterstützen zu können (oder zumindest selber nicht weiter unter finanzieller Knappheit leiden zu müssen). Eine schlechte Ausbildung wiederum erhöht aber das Armutsrisiko für die Betroffenen. Ein Teil der Eltern ist sich dieser Verantwortung offensichtlich sehr bewusst und legt grosses Gewicht auf Schulleistungen. Entsprechend gross kann so aber auch der Druck für die Kinder werden. Kinder, die diesen Anforderungen intellektuell und emotional gewachsen sind, profitieren möglicherweise von dieser Förderung. Gleichzeitig hat in diesem Kontext schulisches Versagen aber auch eine viel grössere Tragweite für die betroffenen Kinder. Schulische Leistungen und Selbstwert werden so sehr eng verknüpft und beeinflussen sich gegenseitig: Schlechte Leistungen vermindern den Selbstwert und dies kann wiederum dazu führen, dass das Anspruchsniveau gesenkt wird, um Enttäuschungen zu vermeiden. Die gegenteilige Reaktion, d.h. Schulleistungen als nicht so wichtig einzustufen, entlastet zwar die Kinder, aber trägt der Tatsache nicht Rechnung, dass sie für den Berufseinstieg v.a. in Zeiten von Lehrstellenknappheit wichtig sind.

Einstellungen und Wertorientierungen: Untersucht wurden in diesem Zusammenhang fremdenfeindlichen Einstellungen und die Akzeptanz rücksichtsloser Selbstdurchsetzung bei Jugendlichen. Die befragten Kinder waren in dieser Hinsicht nicht sehr auffällig. Der in diesem Alter beobachtbare Gerechtigkeitssinn und die teilweise explizite prinzipielle Verurteilung von Gewalt (es sei denn als Notwehr) war auch bei diesen Kindern ungebrochen, bei einigen vielleicht sogar in besonderem Mass ausgeprägt. Wäre letzteres der Fall, d.h. diese Kindern tatsächlich sensibler für moralische Fragen, könnte dies darauf hinweisen, dass der Versuch moralische Begründungen zu finden, eine Reaktion auf wahrgenommene Ungereimtheiten ist, denen diese Kinder stärker ausgesetzt sind als „normale“ Kinder. Möglicherweise entwickeln sich unter die-

sen Umständen relativ starre Normen, die in der Realität immer wieder verletzt werden. Die nach Damon (1984) in der „Normalentwicklung“ zunehmende Unterscheidung zwischen einer moralischen und einer pragmatischen Sicht von Problemen ist hier möglicherweise betroffen. In einer späteren Entwicklungsphase könnte dies dazu führen, dass die Einstellungen „kippen“ und in die von Damon (1984) beschriebene Richtung laufen: Demzufolge ist moralisches Urteilen unter gewissen Lebensumständen ein Luxus und ein sogenannt „niedriges moralisches Urteil“ die intelligenteste und realistischste Anpassung an eine Sozialwelt auf „niedrigem Niveau“. Inwieweit die von uns befragten Kinder für eine solche Entwicklung gefährdet sind, ist schwierig abzuschätzen. Bei einigen Eltern war die Abgrenzung gegenüber anderen (z.B. AusländerInnen), die in der sozialen Hierarchie noch weiter unten sind, deutlicher zu spüren. Allerdings war sie nicht explizit mit einer Abwertung dieser Personen verbunden, sondern vielmehr der Versuch, die eigene Situation zu relativieren. Solche Einstellungen können allerdings dann problematisch werden, wenn sie implizieren, dass die Situation anderer Randgruppen selbstverschuldet ist, weil so die eigene Situation als kontrollierbarer erlebt wird (Heckhausen 1989). Von dramatischeren Entwicklungen (z.B. Rassismus) abgesehen, haben solche Vergleiche sicher einen Einfluss darauf, auf welchem Niveau man die eigenen Ansprüche ansiedelt. Oder wie Bourdieu (1985) es beschreibt: Der Sinn für die eigene soziale Stellung als Gespür dafür, was man „sich erlauben“ darf und was nicht, schliesst ein das stillschweigende Akzeptieren der Stellung, einen Sinn für Grenzen („das ist nichts für uns“) oder, in anderen Worten, einen Sinn für Distanz, für Nähe und Ferne, die es zu signalisieren selber wie von seiten der anderen einzuhalten und zu respektieren gilt“. Zukunftsszenarien werden von solchen Einstellungen sicher entscheidend geprägt.

Verhaltensauffälligkeiten: Verhaltensauffälligkeiten, wie Suchtprobleme oder aggressives Verhalten wurden v.a. bei Jugendlichen aus armen Verhältnissen untersucht und in der erwarteten Richtung bestätigt. Damit wird ein Vorurteil untermauert, das für die Betroffenen im Alltag zu schaffen: In einigen Interviews wurde deutlich, dass nicht nur die Angst da ist, dass die Kinder tatsächlich auf die „schiefe Bahn“ geraten („herumhängen“), sondern ebenso die Angst, dass sie wegen dieser Vorurteile als Sündenbock für Dinge herhalten müssen, obwohl sie eigentlich unschuldig sind. Forschungsergebnisse sind gerade was Verhaltensauffälligkeiten angeht, tatsächlich zwiespältig, denn wo es um fremdschädigendes Verhalten geht, sind die Kinder nicht mehr nur Opfer, sondern auch Täter. Die Stigmatisierung von Kindern aus armen Familien birgt ausserdem die Gefahr der „self fulfilling prophecy“ in sich, d.h. es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass Kinder bzw. Jugendliche sich so entwickeln, wie man es ihnen sowieso schon prophezeit. Bei den von uns befragten Kindern sind gewisse Ansätze in diese Richtung erkennbar. Die beschriebenen Konflikte mit Gleichaltrigen sind vielleicht für sich genommen unproblematisch (in ihren Augen wehren sich die Kinder nur für ihre Rechte oder für diejenigen der Familie), aber sie könnten in den beschriebenen Teufelskreis führen könnten. Dies v.a. dann, wenn Erwachsene die Augen verschliessen (wie von einer Interviewpartnerin beschrieben) und die Kinder die Erfahrung machen, dass nur das Recht des Stärkeren gilt. Weniger auffällig, aber deswegen nicht weniger problematisch, sind Tendenzen in die umgekehrte Richtung, d.h. wenn sich die Aggression gegen sich selber richtet und sich in Rückzug und Isolation, niedrigem Selbstwert oder Suchtproblemen manifestiert. Solche Strategien wurden in der Literatur als eher „weibliche“ Bewältigungsstrategien beschrieben. In unserer Untersuchung waren solche Geschlechtsunterschiede nicht erkennbar, Selbstwertprobleme und Isolation allerdings durchaus ein Thema, Suchtprobleme allerdings wenn, dann nur in Form von Essproblemen.

Die Prognosen für armutsbetroffene Kinder allgemein wie auch für die befragten Kinder sind schwierig. Bei den meisten Familien sind sowohl Ansätze zu erkennen, die Anlass zur Hoffnung geben (Reflexivität, relative Stabilität der Situation, teilweise Zukunftsorientierung) als auch Dinge, die eher Anlass zur Sorge sind. Die Einschätzung der Mütter, dass die Probleme im Jugendalter sicher nicht geringer werden, auch wenn die Kinder selbständiger werden und so die Mutter entlasten, ist vermutlich realistisch. Die Pubertät ist insbesondere auch für die Identität

tätsentwicklung wieder ein schwierige und wichtige Phase, die mit vielen äusseren und inneren Umwälzungen verbunden ist. Jugendliche zeichnen sich in dieser Phase durch instabile Selbstbilder aus und schwanken von einem Extrem ins andere. Dabei wird Instabilität gefördert, wenn sie aufgrund von Sozialisationsnormen unterschiedliche Selbstbilder in verschiedenen Rollen und unterschiedlichen Beziehungsstrukturen entwickeln (Fuhrer et al. 2000). Dies trifft sicher für die Kinder/Jugendlichen, die von Armut betroffen sind, zu. Sicher spielt auch die „Einwirkungszeit“ bei der Vererbung der Armut eine Rolle: Kinder/Jugendliche, die Armut nur als eine vorübergehende Phase in ihrer Kindheit erlebt haben und auch erfahren haben, dass es Wege aus dieser Situation gibt, werden selber andere Perspektiven entwickeln als solche, die Sozialhilfeabhängigkeit als Normalzustand erfahren haben.

Es stellt sich nun nach dieser ausgiebigen Darstellung von Ergebnissen und Interpretationen die Frage, welche konkreten Schlussfolgerungen gezogen werden können, und inwieweit die Ergebnisse auch Basis für konkrete Handlungsempfehlungen für Politik und Praxis sein können. Wenn diese Studie dazu beitragen könnte, die Öffentlichkeit, aber auch die Betroffenen selber für die Situation armer Familien zu sensibilisieren, ist bereits ein wichtiges Ziel erreicht, auch wenn dies auf den ersten Blick etwas bescheiden oder banal klingen mag. Es ist es deshalb nicht, weil dieses Wissen den Kern des Problems berührt. Sensibilität für die Situation armer Familien bedeutet zu verstehen, dass es kein Widerspruch ist, unter Armut zu leiden, wenn die materielle Situation eigentlich einigermaßen gesichert sind, und nicht schlechter Wille, wenn scheinbar vorhandene Möglichkeiten zur Verbesserung der eigenen Situation nicht genutzt werden. Rund um diese Widersprüche konstruieren sich die Betroffenen ihre Interpretationen, im Bemühen die eigene Situation zu begründen und ihr einen Sinn zu geben. Wenn sich dieser Begründungszwang etwas lockern würde, wäre dies nicht nur für die Eltern entlastend, sondern könnte indirekt auch die Kinder etwas aus ihrer Verstrickung lösen.

Auf dieser Basis wäre auch besser abzuschätzen, was unter den gegebenen schwierigen Rahmenbedingungen möglich und veränderbar ist und was nicht. Auf der Seite der Eltern würde diese bedeuten: Wo ist Verantwortungsübernahme wichtig und wo Entlastung nötig und möglich. Und für die SozialarbeiterInnen, die für betroffene Familien zuständig sind und hier eine Schlüsselposition innehaben, könnte sich die Frage klären, welches ihre Rolle ist und welche Interventionen sinnvoll sind. Aus den bisherigen Ausführungen wurde zumindest sehr deutlich, dass sie sich nicht darauf beschränken darf (sowenig wie ein sozialpolitisches Programm allgemein), arme Familien finanziell und materiell zu unterstützen. Folgende Ansatzpunkte sollten zusätzlich in Erwägung gezogen werden:

Erziehungsberatung und Familienbegleitung: Probleme mit den Kindern oder zwischen den Eltern sollten im Rahmen der Kontakte mit den zuständigen SozialarbeiterInnen thematisiert werden können. Dies bedingt entsprechende zeitliche Ressourcen und Schulung der zuständigen Personen oder eine Vermittlung an kompetente Stellen. Damit sollte den Eltern aber nicht die Erziehungsfähigkeit abgesprochen werden, denn dies würde sie noch mehr in den Strudel von Schuld- und Versagensgefühlen führen. Es ist deshalb wichtig, die Hintergründe und die beschriebene Dynamik der Situation zu verstehen und den Eltern dieses Verständnis für ihre Situation im Gespräch auch zu vermitteln. Bei alleinerziehenden Müttern ist gegebenenfalls der Einbezug der geschiedenen Väter wichtig (Mediation), um diesen in die Verantwortung einzubinden.

Entwicklung von Zukunftsszenarien gemeinsam mit den Eltern: Weiter sollten mögliche Zukunftsszenarien für die Familie als ganzes aber insbesondere auch für die einzelnen Familienmitglieder und die dazu nötigen Rahmenbedingungen mit den Eltern diskutiert werden. Das Vertrauen der Eltern in die Zukunft ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, dass sie ihren Kindern Geborgenheit und emotionale Sicherheit weitergeben können. Konkret sind Aus- und

Weiterbildungsmöglichkeiten abzuklären und daraufhin zu überprüfen, ob sie den Bedürfnissen der alleinerziehenden Mütter entsprechen. Gegebenenfalls sind hier andere Institutionen, z.B. öffentliche Berufsberatungsstellen geeignete Ansprechpartner.

Gezielte Entlastung bei der Kinderbetreuung: Die Eltern/Mütter bei der Kinderbetreuung zu entlasten ist nicht nur wichtig, damit diese wieder Kraft schöpfen und eigenen Bedürfnissen nachgehen können, sondern ist auch unabdingbare Voraussetzung dafür, dass bestimmte Zukunftsszenarien überhaupt umgesetzt werden können (oder schon nur gedacht werden dürfen). Die Forderung nach ausreichender ausserfamiliärer Kinderbetreuung in Form von Kinderkrippen, Hort oder Tagesschulen ist zwar nicht neu, aber da sie immer noch nicht in genügendem Mass realisiert ist, darf man nicht müde werden darauf hinzuweisen.

Soziale Integration der Mütter: Wenige oder eher oberflächliche soziale Kontakte der Betroffenen sind Folge der fehlenden Einbettung in die Arbeitswelt und der Beanspruchung durch die Kinder. Massnahmen, die hier hilfreich sein könnten wurden bereits erwähnt. Die soziale Isolation ist aber von den Müttern auch teilweise und scheinbar freiwillig gewählt, nicht zuletzt auch als „präventive“ Abgrenzung, um befürchteter Stigmatisierung zu entgehen. Quartiere, in denen v.a. Sozialhilfeabhängige wohnen, vermitteln das Gefühl, normal zu sein, aber selbst Betroffene empfinden diese Situation als „Scheinsolidarität“. Es ist vermutlich schwierig, ein Bewusstsein gemeinsamer Betroffenheit zu fördern, weil die Abgrenzung „nach unten“ eine wichtige Strategie ist, um sich die Hoffnung auf eine andere Zukunft zu bewahren. Trotzdem wären solche Initiativen zu begrüssen (z.B. Selbsthilfegruppen), gleichzeitig aber auch Anstrengungen, die einer „Ghettoisierung“ bestimmter Quartiere entgegenwirken.

Kinder und Jugendliche in der Schule: Die Chancengleichheit in der schulischen Ausbildung scheint insofern erreicht zu sein, als der Zugang zu öffentlichen Schulen Kindern aus allen Schichten offensteht (auch in der Schweiz sind allerdings Privatschulen zunehmend im Trend, wenn auch die Verhältnisse noch lange nicht vergleichbar sind mit denjenigen in anderen Ländern). Auch wenn die Verantwortlichen in den Schulen darüber klagen, zunehmend gesellschaftliche Verantwortung übernehmen zu müssen, sind LehrerInnen hier zweifellos in einer Schlüsselposition: Sie verbringen viel Zeit mit den Kindern/Jugendlichen und haben auch einen gewissen Einfluss auf die Klassendynamik, wenn es z.B. zum Ausschluss von Kindern aus ärmeren sozialen Schichten kommt. Es wäre deshalb wichtig, solche Themen in der Lehrerfortbildung zu berücksichtigen und den Lehrern auch Ressourcen für solche Aufgaben zur Verfügung zu stellen oder SozialarbeiterInnen, SchulpsychologInnen einzubeziehen.

Finanzielle Absicherung: Die finanzielle Absicherung steht hier nicht zufällig am Schluss der Liste, da ja argumentiert wurde, dass sie nicht den Kern des Problems bzw. der Hauptlösungsansatz sein kann. Trotzdem ist sie als Rahmenbedingung wichtig und es gehört sicher zu den Aufgaben von zuständigen SozialarbeiterInnen, dafür zu sorgen, dass alle rechtlichen Möglichkeiten ausgeschöpft werden. Es ist auch zu hoffen, dass politisch insofern eine Systemänderung stattfindet, dass die Existenzsicherung vermehrt über andere Kanäle gesichert wird (Minimallöhne, Mutterschaftsversicherung, Kinderzulagen, steuerliche Begünstigungen). Dies hat nicht zuletzt auch Auswirkungen darauf, wie die Betroffenen ihre Situation interpretieren und wie sie von aussen wahrgenommen werden.

Dieser Massnahmenkatalog ist sicher nicht vollständig und auch nicht im Hinblick auf eine direkte Umsetzung formuliert. Dies war auch nicht das Ziel dieser Studie. Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Sichtweisen der Betroffenen stand im Vordergrund und v.a. auch die Sicht der Kinder und die Interpretation der Ergebnisse im Hinblick auf ihre Entwicklung. Es wäre sinnvoll, auf dieser Grundlage Instrumente zu entwickeln, um die vermuteten Zusammenhänge über einen längeren Zeitraum und auf der Basis einer breiteren Befragung überprüfen zu kön-

nen. Dies wäre sicher einerseits eine forschungsmethodische Herausforderung, andererseits sind auch inhaltlich immer noch so viele Fragen offen, dass Anstrengungen in diese Richtung sich lohnen würden.

7 Literatur

BACHER, J. (1998).

Einkommensarmut von Kindern und subjektives Wohlbefinden. Bestandesaufnahme und weiterführende Analysen. In: Klocke, A., Hurrelmann, K. (Hrsg.). Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag

BUHR, P. (1998).

Übergangsphase oder Teufelskreis? Dauer und Folgen von Armut bei Kindern. In: Klocke, A., Hurrelmann, K. (Hrsg.). Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag

BURKHARD, F. (2000).

Qualitative Interviews mit Kinder. Überlegungen zu einer schwierigen Methode. In: Heinzl, F. (2000) Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim und München: Juventa-Verlag

CARITAS (1998).

Trotz Einkommen kein Auskommen – working poor in der Schweiz. Ein Positionspapier der Caritas Schweiz. Luzern: Caritas-Verlag

CLAUSSEN, C. (2000).

Mündliches Erzählen von Kindern. In: Heinzl, F. (2000) Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim und München: Juventa-Verlag

DAMON, W. (1984). Die soziale Welt des Kindes. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag

FUHRER U., MARX A., HOLLÄNDER A., MÖBES J. (2000).

Selbstbildentwicklung in Kindheit und Jugend. In: Greve, W. (Hrsg.). Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union

GOLL, C. (1990).

Gegen Armut. Anleitungen für Praxis und Politik. Zürich: Verband des Personals öffentlicher Dienste, Schweizerisches Arbeiterhilfswerk

GLASER, B.G., STRAUSS, A.L. (1998).

Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung. Bern (etc.): Verlag Hans Huber

GRUNDMANN, M. (1998).

Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg. In: Klocke, A., Hurrelmann, K. (Hrsg.). Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag

HECKHAUSEN, H. (1989).

Motivation und Handeln. Berlin: Springer Verlag (2. Auflage)

HEFLER, G., RIPPL, S., BOEHNKE, K. (1998).

Zum Zusammenhang von Armut und Ausländerfeindlichkeit bei west- und ostdeutschen Ju-

gendlichen. In: Klocke, A., Hurrelmann, K. (Hrsg.). Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag

HEIDER, F. (1958).
The Psychology of Interpersonal Relations. New York: Wiley

HEINZEL, F. (2000).
Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim und München: Juventa-Verlag

HOFMANN CLAUDIA, SOMMERFELD PETER (1999).
Beurteilung der Sozialhilfe im Kanton Solothurn durch ihre Klientinnen und Klienten. Schlussbericht. Olten: Fachhochschule Solothurn-Nordwestschweiz, IWS-Institut für interdisziplinäre Wirtschafts- und Sozialforschung

HÜLST, D. (2000).
Ist das wissenschaftlich kontrollierte Verstehen von Kindern möglich? In: Heinzl, F. (2000) Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim und München: Juventa-Verlag

KLOCKE, A., HURRELMANN, K. (1998).
Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag

KLUGE, S., KELLE, U. (1999).
Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich

LEU, R.E., BURRI, S., PRIESTER, T. (1997).
Lebensqualität und Armut in der Schweiz. Bern: Verlag Paul Haupt

LOHAUS, A. (1989).
Datenerhebung in der Entwicklungspsychologie. Bern: Huber

LUKESCH, A., KIRCHBERG, U. (1998).
Steffi will auch Inline-Skates. Eine Geschichte vom Haben und Nicht-Haben. München: Verlag Heinrich Ellermann

MANSEL, J. (1998).
Zukunftsperspektiven und Wohlbefinden von sozial benachteiligten Jugendlichen. In: Mansel, J., Brinkhoff, K.P. (Hrsg.). Armut im Jugendalter. Soziale Ungleichheit, Ghettoisierung und die psychosozialen Folgen. Weinheim und München: Juventa Verlag

MIELCK, A. (1998).
Armut und Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen: Ergebnisse der sozial-epidemiologischen Forschung in Deutschland. In: Klocke, A., Hurrelmann, K. (Hrsg.). Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag

NEUBERGER, C. (1997).
Auswirkungen elterlicher Arbeitslosigkeit und Armut auf Familien und Kinder. Ein mehrdimensionaler empirisch gestützter Zugang. In: Ulich O. (Hrsg.). Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien. Opladen: Leske und Budrich

REICHER, H. (1999).

Depressivität und Aggressivität im Jugendalter: Gemeinsame und spezifische psychosoziale Charakteristika. In: Kindheit und Entwicklung, 8(3), 171-185. Göttingen: Hogrefe-Verlag

SCHMID, S., WALLIMANN, I. (1998).

Armut: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“: Wege zur soziokulturellen Existenzsicherung. Bern (etc.): Verlag Paul Haupt

STROEBE, W., HEWSTONE, M., CODOL, J.P., STEPHENSON, G.M. (HRSG) (1992).

Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin: Springer Verlag

TREIBEL, A. (1993).

Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen: Leske & Budrich

ULRICH, O., BOLAY, E. (1997).

Armut von Heranwachsenden als Herausforderung für Soziale Arbeit und Sozialpolitik – eine Skizze. In: Ulich O. (Hrsg.). Aufwachsen in Armut. Erfahrungswelten und soziale Lagen von Kindern armer Familien. Opladen: Leske und Budrich

VIELHABER, N. (1996)

Erwachsene Kinder aus Alkoholikerfamilien – Belastungen, Bewältigungsversuche, Entwicklungschancen

WALPER, S. (1988).

Familiäre Konsequenzen ökonomischer Deprivation. München und Weinheim: Psychologie Verlags Union

WALTHER, T. (1999).

Erfahrene Armut in Familien. Befragte als Experten der eigenen Situation. Eine qualitative Befragung in der Stadt Uster im Auftrag der Caritas Zürich. Zürich: edition cultur prospektiv

8 ANHANG

8.1 Interviewleitfaden Eltern

Studie Kinderarmut – Elternbefragung

INTERVIEWLEITFADEN

Interview-Nr. _____ Datum: _____

Start: _____ Ende: _____

Interview mit : Mutter Vater

Familiengrösse, Geschlecht und Alter der Kinder

- Zweielternfamilie
- alleinerziehende Mutter (getrennt/geschieden, verwitwet, ledig)
- alleinerziehender Vater (getrennt/geschieden, verwitwet, ledig)

	Geschlecht	Alter
Mutter	w	
Vater	m	
Kind 1		
Kind 2		
Kind 3		
Kind 4		

Einleitung

Vielen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, dieses Interview mit mir zu machen. Ich möchte Ihnen zuerst kurz erklären, worum es gehen wird und warum wir diese Untersuchung machen.

Ich arbeite an der Hochschule für Soziales in Solothurn. Eines unserer Schwerpunktthemen ist das Thema Armut. Eine wichtige Erkenntnis der Armutsforschung der letzten Jahre war, dass v.a. auch junge Familien und Alleinerziehende von Armut betroffen sind. In verschiedenen Untersuchungen wurde die Situation dieser Familien auch schon genauer beleuchtet. Meist geschah dies aus der Sicht der erwachsenen Betroffenen.

In dieser Untersuchung steht die Sicht der betroffenen Kinder im Mittelpunkt. Wir machen mit rund 20 Kindern Interviews. Zusätzlich möchten wir aber auch die Eltern dieser Kinder befragen, v.a. auch dazu, wie Sie die Folgen der Armut für die Familie und ihre Kinder wahrnehmen und einschätzen.

Das Interview wird ungefähr dreiviertel Stunden dauern. Ich möchte es gerne auf Tonband aufnehmen, damit ich nicht alles aufschreiben muss. Ich hoffe, Sie sind einverstanden damit!? Haben Sie noch gerade Fragen? Ok, dann beginnen wir.

Damit Sie sich ein bisschen vorstellen können, worum es in unserem Gespräch gehen wird, habe ich hier eine Übersicht gemacht, die die verschiedenen Themen zeigt, über die ich gerne mit Ihnen sprechen möchte.

1. Hintergründe der heutigen Situation

Als erstes würde es mich interessieren zu erfahren, seit wann Sie Sozialhilfe beziehen und wie es dazu gekommen ist:

- ◆ Seit wann beziehen Sie Sozialhilfe?
- ◆ Wie ist es dazu gekommen, dass Sie Sozialhilfe beziehen?

2. Finanzielle Situation und materielle Einschränkungen

Als nächstes möchte ich gerne wissen, was es für Sie in Ihrem Alltag konkret bedeutet, über knappe finanzielle Möglichkeiten zu verfügen. Dazu würde mich zuerst interessieren, wie die finanzielle Situation bei Ihnen konkret aussieht:

2.1. Finanzielle Situation

- ◆ Wie setzt sich Ihr monatliches Einkommen im Moment zusammen? → **Liste 1**
 - Einkommen aus Erwerbsarbeit
 - Sozialhilfe
 - Alimente
 - Arbeitslosenunterstützung
 - IV (Invalidenrente)
 - Ergänzungsleistungen
 - Unterstützung durch Angehörige, Freunde
 - Kredite, Schulden machen bei Bekannten
 - Ersparnes
 - Anderes _____
- ◆ Über welches Einkommen verfügen Sie so ungefähr im Monat?
 Monatliches Einkommen ca. SFr./Monat: _____
- ◆ Wie empfinden Sie die Situation: Würden Sie sich selber als „arm“ bezeichnen? Warum/Warum nicht?

2.2. Konkrete materielle Einschränkungen in verschiedenen Bereichen

Ich würde nun gerne noch eine Liste mit Ihnen durchgehen und in einzelnen Bereichen erfahren, was es für Sie dort konkret bedeutet, wenig Geld zu haben.

- ◆ Wie stark fühlen Sie sich in den folgenden Bereichen durch ihre finanzielle Situation eingeschränkt? → **Liste 2**

Bitte nennen Sie mir pro Zeile ein konkretes Beispiel dafür, was es konkret bedeutet in diesem Bereich nicht genügend Mittel zu haben.

	gar nicht	ein bisschen	ziemlich	sehr stark
	eingeschränkt	eingeschränkt	eingeschränkt	eingeschränkt
Wohnung und Wohnungseinrichtung ...	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freizeit und Kultur	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Kleidung und Schuhe	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Lebensmittel, Getränke	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ferien, Reisen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Gesundheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Verkehr (Auto, ÖV)	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Andere Ausgaben für die Kinder	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Anderes	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

- ◆ Welche dieser Einschränkungen empfinden Sie als besonders schlimm?

3. Soziale Situation: Kontakte und Unterstützung

Wir haben jetzt v.a. von der materiellen Seite gesprochen, d.h. was Sie sich leisten können, was nicht.

- ◆ Wie ist es mit anderer Unterstützung von Bekannten oder Verwandten, z.B. Hilfe wie Kinderhüten oder die Möglichkeit, jemandem das Herz auszuschütten?
Gibt es Freunde, Verwandte, andere Personen oder, die Ihnen helfen?
Welche Art von Hilfe ist das?
- ◆ Was bedeuten diese Kontakte oder andere Kontakte mit aussenstehenden Personen für Sie? (stützend, hilfreich – Wunsch nach Rückzug, Scham)
- ◆ Wie empfinden Sie den Kontakt mit den Behörden oder anderen professionellen Stellen, mit denen Sie zu tun haben: als Stütze oder als Kontrolle?
- ◆ Falls erwerbstätig: Sind Sie im Moment zufrieden mit Ihrer Arbeitsstelle?

4. Auswirkungen der Situation auf die Familienbeziehungen

Als nächstes möchte ich nun gerne auf das zu sprechen kommen, was innerhalb Ihrer Familie läuft:

- ◆ Hat sich in dieser Zeit der finanziellen Knappheit auch etwas geändert in Ihrer Familie, z.B. eben die Stimmung, wie Sie miteinander umgehen, usw.
- ◆ Bitte schätzen Sie ein, ob sich bei den folgenden Punkten bezüglich ihrer Familiensituation etwas verändert hat und nennen Sie mir Situationen, die Ihnen dazu einfallen:
 - Offenheit untereinander, Gespräche über Probleme vs. Tabuisierung
 - Streit der Eltern untereinander, zwischen Eltern & Kindern, unter Kindern
 - Gemeinsame Unternehmungen, Zeit füreinander
 - Gegenseitiges Verständnis, Rücksicht vs. Gereiztheit, Spannungen
- ◆ Haben Sie von sich den Eindruck, dass Sie sich in der letzten Zeit/infolge der Situation ihren Kindern gegenüber anders verhalten als früher? (z.B. strenger sind oder sie mehr verwöhnen?)?

5. Auswirkungen der Situation auf die Kinder

In unserer Untersuchung geht es ja v.a. auch um die Situation der Kinder. Uns interessiert u.a., was und wieviel Kinder von der Situation der Familie mitbekommen, und was das für sie bedeutet.

- ◆ Was glauben Sie, was merken Ihre Kinder konkret von Ihrer Situation?
- ◆ Was denken Sie: Leiden Ihre Kinder unter dieser Situation oder spielt es für sie (noch) keine so grosse Rolle?
Falls ja: Worin äussert sich das konkret? Woran merken Sie das?
 Worunter leiden sie/leidet es am meisten?
 Wie reagieren sie/es darauf (z.B. wenn Sie Ihnen einen Wunsch abschlagen?)

- ◆ Was denken Sie: Von welchem Alter an, bekommen Kinder (allg., Ihre Kinder) etwas von der Situation mit?
 - ◆ Was/wieviel erzählen Sie Ihren Kindern über Ihre Situation?
 - ◆ Versuchen Sie Ihre Situation möglichst vor den Kindern zu verstecken, sich nichts anmerken zu lassen, oder gehen Sie offen damit um bzw. können Sie es gar nicht verstecken?
 - ◆ Hat Ihr Kind/haben Ihre Kinder schon einmal erzählt, dass es/sie wegen etwas ausgelacht worden ist, was mit Ihrer finanziellen Situation zu tun hatte, dass es/sie sich deswegen nicht akzeptiert fühlte?
 - ◆ In welchen Bereichen, die Ihr Kind betreffen, könnte Ihrer Einschätzung nach kurz oder längerfristig ein Nachteil für Ihr Kind entstehen. Bitte begründen Sie ihre Antwort jeweils kurz.
 - Schulische Leistungen
 - Lernmotivation in der Schule
 - Ausbildungschancen
 - Körperliche Gesundheit
 - Psychische Gesundheit
 - Selbstwertgefühl
 - Zukunftsperspektiven allgemein
- Anderes _____

6. Zukunftsperspektiven

- ◆ Glauben Sie, dass sich an Ihrer Situation in der nächsten Zeit etwas ändert? Verbessert? Verschlechtert?
- ◆ Wie schätzen Sie Ihre Möglichkeiten ein, diese Zukunft selber zu beeinflussen?
- ◆ Gibt es für Sie Momente, wo Sie wirklich nicht mehr weiterwissen oder denken Sie eigentlich meistens, dass es schon irgendwie weitergehen wird?
- ◆ Wenn es Ihnen mal nicht so gut geht. Womit trösten Sie sich? Mit welchen Gedanken oder Aktivitäten z.B.?

HERZLICHEN DANK FÜR IHRE MITARBEIT!!

8.2 Interviewleitfaden Kinder

	Zur Geschichte	Zur eigenen Situation
Allgemein	<ul style="list-style-type: none"> • Was fällt dir zu dieser Geschichte ein? • Was geht dir nach dieser Geschichte so durch den Kopf? • Was hältst du von der Geschichte? • Wie findest du die Steffi? • Hast du schon mal so was ähnliches erlebt, wie die Steffi? • Wie findest du das Ende der Geschichte? • Findest du, es ist eine Geschichte, die wirklich passieren könnte, oder meinst du, es würde in Wirklichkeit anders sein? 	<ul style="list-style-type: none"> • Erzähl mir doch bitte mal, wie für dich so ein gewöhnlicher Tag aussieht, von da an wo du aufstehst? • Erzähl mir doch mal, was du heute schon alles gemacht hast und was du nachher noch vorhast?
Freunde/ Freizeit	<ul style="list-style-type: none"> • Hast du auch schon mal so etwas ähnliches erlebt mit deinen Freunden, wie die Steffi? • Gibt es auch Dinge, die du gerne haben möchtest, so wie Steffi diese Inlineskates? • Was hättest/hast denn du an der Stelle von Steffi gemacht? • Was hätten/haben deine Freunde da gemacht? • Wie findest du es, dass Steffi gegenüber ihren Freunden am Anfang nicht die Wahrheit gesagt hat? • Ist dir das auch schon passiert, dass du nicht die Wahrheit gesagt hast? Erzähl mir doch bitte davon! 	<ul style="list-style-type: none"> • Was machst du so normalerweise, wenn du einen freien Nachmittag hast? • Erzähl mir doch mal von deinen Freunden? (Wer sind sie? Was macht Ihr alles zusammen?) • Wenn es mal regnet und du drinnen bleiben musst: Was machst du dann so in der Wohnung? • Wenn du draussen bist bei schönem Wetter: Was machst du dann dort so alles? • Wie gefällt es dir/wie findest du es hier, da wo du wohnst? • Was hast du für Hobbys?
Familie	<ul style="list-style-type: none"> • Was glaubst du, wie war das für die Steffi da so, als sie bei ihrer Mutter am Küchentisch gegessen ist? • Wie findest du es, dass Steffi ihrer Mutter nichts gesagt hat, als sie gemeinsam am Küchentisch sassen? • Was hättest du da in dieser Situation gemacht, wenn du Steffi gewesen wärst? • Ist dir so etwas ähnliches schon mal passiert? Erzähl mir bitte davon! • Hast du auch schon mal etwas in der Schule oder mit deinen Freunden erlebt, und es deiner Mutter dann nicht erzählt? 	<ul style="list-style-type: none"> • Erzähl mir doch mal von deiner Familie! • Wer gehört da alles dazu? • Wenn du nach der Schule nach Hause kommst: Was passiert da so alles? • Was macht ihr am Wochenende gemeinsam? • Über was redet Ihr, wenn Ihr zusammen beim Mittagessen oder beim Abendessen sitzt? • Habt Ihr manchmal Streit? Wegen was?
Schule	<ul style="list-style-type: none"> • Steffi hat sich überlegt, ob sie ihrer Lehrerin 	<ul style="list-style-type: none"> • Erzähl mir doch mal, wie es bei dir in

	<p>von ihrem Problem erzählen soll: Wie findest du das?</p> <ul style="list-style-type: none"> • Würdest du das machen, wenn du die Steffi wärst? • Hast du es schon mal gemacht? 	<p>der Schule so läuft?</p> <ul style="list-style-type: none"> • Erzähl mir doch bitte mal von deinen SchulkollegInnen! • Was seid Ihr so für eine Klasse? • Was hältst du von deinen Lehrern/LehrerInnen?
Selbst bild	<ul style="list-style-type: none"> • Ist Steffi ein Mädchen, das dir irgendwie ähnlich ist? • Was ist ähnlich? • Was ist anders an Steffi? 	<ul style="list-style-type: none"> • Was magst du an dir, was magst du nicht so gerne an dir? • Gibt es Dinge, die du gerne an dir verändern möchtest? Was? • Wenn du zaubern könntest und dich in jemand anderen verwandeln könntest: Wer wärst du dann gerne? • Wenn du am Abend im Bett liegst, an was denkst du da vor dem Einschlafen?

Nachfragen:

- Wie meinst du das?
- Was meinst du mit?
- Erzähl doch mal davon?
- Was passierte da genau?
- Ich habe nicht ganz verstanden, was du mit meinst?
- Kannst du mir das noch ein bisschen genauer erklären?
- Kannst du mir ein Beispiel dazu erzählen?
- Hast du schon einmal so etwas Ähnliches erlebt?
- Wie ging es dann weiter?
- Wie ist es dazu gekommen, dass....?

8.3 Anhang Ergebnisteil

	Soziale Referenzsysteme und Handlungsfelder		
Orientierungsmuster und Handlungsstrategien	Ego/Geschichte	Familie/Kinder	Soz. Umfeld
Situationsbewertung (positiv – negativ, abhängig von Anspruchsniveau)	Zufriedenheit mit der persönl. Situation (in Bezug auf Bedürfnisse/Ziele)	Zufriedenheit mit der Familiensituation und dem, was den Kindern geboten werden kann	Zufriedenheit mit den Möglichkeiten der sozialen Unterstützung (Dankbarkeit -Scham)
Ressourceneinschätzung (Vorhandensein, Aktivierbarkeit, Kontrollierbarkeit)	Einschätzung der Möglichkeiten, die eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können	Einschätzung der Möglichkeiten, die Situation der Familie & Kinder zu gestalten/ertragen	Einschätzung der Möglichkeiten, soziale Unterstützung aktivieren zu können
Handlungsziele (Entwicklung – Entspannung)	Persönl. Ziele (Entwicklung – Entspannung/Distanzierung)	Veränderung fam. Strukturen/Prozessen – Vermeidung von Konflikten, Schutz – Förderung)	Integration – Abgrenzung
Handlungsstrategien (aktiv gestaltend – passiv abwartend, erdulend)	Strategien in Bezug auf die eigenen Bedürfnisse (Wahrnehmen – Unterdrücken, Aufschieben)	Strategien in Bezug auf die Gestaltung der Familiensituation, der Situation der Kinder (Gestalten, Verändern – Beruhigen, Schützen - Fördern)	Strategien in Bezug auf die Gestaltung der sozialen Beziehungen (Schutzlosigkeit – flexible Grenzziehung – Abschottung)

Abbildung 4: Anhang: Orientierungsmuster und Handlungsstrategien

Bisher erschienen:

In der Reihe A, 'Discussion Papers' der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz, sind bisher erschienen:

- DPW Nr. 98-01 THOMAS M. SCHWARB (Juli 1998)
«Ich verpfeife meine Firma»... Einführung in das Phänomen «Whistle-Blowing».
- DPW Nr. 98-02 MATHIAS BINSWANGER (Dezember 1998)
Stock Market Booms and Real Economic Activity: Is this Time different?
- DPW Nr. 98-03 GÜNTER SCHINDLER (Dezember 1998)
Unschärfe Klassifikation durch kontextbasierte Datenbankanfragen.
- DPW Nr. 99-01 MATHIAS BINSWAGER (Januar 1999)
Co-Evolution between the Real and Financial Sectors: The Optimistic «New Growth Theory» View versus the Pessimistic «Keynesian View».
- DPW Nr. 99-02 MATHIAS BINSWANGER (Juni 1999)
Die verschiedenen Rollen des Finanzsektors in der wirtschaftlichen Entwicklung.
- DPW Nr. 99-03 LORENZ M. HILTY (Juni 1999)
Individuenbasierte Verkehrssimulation in Java.
- DPW Nr. 99-04 ALBERT VOLLMER (Juni 1999)
Mobile Arbeit in der Schweiz – Telearbeit und Desksharing.
- DPW Nr. 99-05 NAJIB HARABI (Juli 1999)
The Impact of Vertical R&D Cooperation on Firm Innovation: an Empirical Investigation.
- DPW Nr. 99-06 MAIKE FRANZEN (Juli 1999)
Konstruktives Lernen mit dem E-Book. Entwicklung einer Lernumgebung für konstruktives Lernen.
- DPW Nr. 99-07 MATHIAS BINSWANGER (Dezember 1999)
Technological Progress and Sustainable Development: Different Perspectives on the Rebound Effect.
- DPW Nr. 2000-01 LORENZ M. HILTY, THOMAS RUDDY, DANIEL SCHULTHESS (Januar 2000)
Resource Intensity and Dematerialization Potential of Information Society Technologies.
- DPW Nr. 2000-02 LORENZ M. HILTY, ALBERT VOLLMER, DANIEL SCHULTHESS, THOMAS RUDDY (Februar 2000)
Lifestyles, Mobility and the Challenge of Sustainability: A Survey of the Literature.
- DPW Nr. 2000-03 LORENZ M. HILTY, THOMAS RUDDY (Mai 2000)
The Information Society and Sustainable Development.
- DPW Nr. 2000-04 ROLF MEYER, NAJIB HARABI (Juni 2000)
Frauen Power unter der Lupe. Geschlechtsspezifische Unterschiede der Jungunternehmerinnen und -unternehmer. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung.

- DPW Nr. 2000-05 ROLF MEYER, MARION ALT, KERSTIN HÜFFMEYER, NAJIB HARABI (Juni 2000)
Selbständigerwerbende und ihre jungen Unternehmen – 9 Fallbeispiele.
- DPW Nr. 2000-06 NAJIB HARABI, ROLF SCHOCH, FRANK HESPELER (August 2000)
Einführung und Verbreitung von Electronic Commerce. Wo steht die Schweiz heute im internationalen Vergleich? Ergebnisse einer empirischen Untersuchung.
- DPW Nr. 2000-07 NAJIB HARABI (Dezember 2000)
Employment Effects of Eco-Innovations: An Empirical Analysis.
- DPW Nr. 2001-01 ROLF MEYER, NAJIB HARABI, RUEDI NIEDERER (Januar 2001)
Der Einfluss der Beratung, Weiterbildung und des Beziehungsnetzes auf den Erfolg junger Unternehmen.
- DPW Nr. 2001-02 NAJIB HARABI (Januar 2001)
Introduction and Diffusion of Electronic Commerce – What is Switzerland's position in an international comparison? Results of an empirical study
- DPW Nr. 2001-03 NAJIB HARABI, HESPELER FRANK (Februar 2001)
Electronic Commerce in der Schweiz: Lehren aus Einzelfallstudien
- DPW Nr. 2001-04 BINSWANGER MATHIAS (Februar 2001)
Does the Stock Market Still Lead Real Activity? - An Investigation for the G-7 Countries
- DPW Nr. 2001-05 ZBINDEN DANIELA, MEYER PETER (Februar 2001)
Wissensrisikomanagement - Ein Vorgehen zur Identifizierung und Bewertung von Wissensrisiken als Problemlösungsinstrument
- DPT Nr. 2001-06 GÖLDI SUSAN (Juli 2001)
Kommunikative ingenieure - Bedeutung der sozialen Kommunikation im beruflichen Alltag von Ingenieuren und Ingenieurinnen und Folgen daraus für die Ingenieurausbildung (ehemals DPT Nr. 2001-01)
- DPT Nr. 2001-07 MUHMENTHALER PETER (Juli 2001)
Möglichkeiten und Grenzen des E-Business Bericht der Phase 1 des Forschungsprojektes (KTI 5212.1 FHS) des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie BBT. Thema: „Welche neuen Anforderungen stellt e-business an die logistische Systemtechnik?“ (ehemals DPT Nr. 2001-02)
- DPW Nr. 2001-08 NAJIB HARABI (August 2001)
Formation of new businesses in Switzerland – An empirical analysis (ehemals DPW Nr. 2001-06)
- DPS Nr. 2001-09 HOFMANN CLAUDIA, EVA NADAI UND PROF. DR. PETER SOMMERFELD (NOVEMBER 2001)
Verstecktes Leiden unter Armut. Wie betroffene Kinder und ihre Eltern die Situation wahrnehmen und bewältigen (ehemals DPS Nr. 2001-01)

In der Reihe B, 'Sonderdrucke' der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz, sind bisher erschienen:

- SDW Nr. 98-01 NAJIB HARABI (Oktober 1998)
Channels of R&D Spillovers: An Investigation of Swiss Firms.
Aus: Technovation, 17 (11/12) (1997) 627–635.
- SDW Nr. 98-02 MAX ZUBERBÜHLER (Oktober 1998)

Bisher erschienen:

- Virtualität – der zukünftige Wettbewerbsvorteil.**
Aus: io Management, 67 (1998), 18–23.
- SDW Nr. 98-03 NAJIB HARABI (Oktober 1998)
Les facteurs déterminants de la R&D.
Aus: Revue française de gestion, n° 114, 1997, p. 39–51.
- SDW Nr. 98-04 NAJIB HARABI (Dezember 1998)
**Innovation through Vertical Relations between Firms, Suppliers and Customers:
a study of German Firms.**
Aus: Industry and Innovation, Volume 5, Number 2, pp. 157–178.
- SDW Nr. 99-01 CHRISTOPH MINNIG, RUEDI NIEDERER, THOMAS SCHWARB (Januar 1999)
Imagestudie Erziehungsdepartement des Kantons Solothurn. Schlussbericht.
- SDW Nr. 99-02 NAJIB HARABI (Januar 1999)
Der Beitrag von Profit- und Nonprofit-Organisationen zum technischen Fortschritt: Ergebnisse aus der Schweiz.
Aus: Wagner, R. (1997). Festschrift zum 60. Geburtstag von Antonin Wagner. Zürich: Turicum.
- SDW Nr. 99-03 LORENZ M. HILTY, KLAUS TOCHTERMANN, JÖRG VON STEINAECCKER (Juli 1999)
The Information Society and the Environment – A Survey of European Activities.
Sonderdruck aus: Proc. 1st International Environmental Management Systems Conference, Vienna/Austria 1998.
- SDW Nr. 99-04 THOMAS M. SCHWARB (August 1999)
Das Arbeitszeugnis als Instrument der Personalpraxis.
Sonderdruck der Unterlagen für die Fachtagung „Arbeitszeugnis“ an der Hochschule für Wirtschaft, Olten.
- SDW Nr. 99-05 THOMAS M. SCHWARB, ALBERT VOLLMER (Dezember 1999)
Telearbeit
Sonderdruck aus: Schwarb Th. M. (Hrsg.) (1999) Erfolgsfaktor Human Resource Management, Zürich: Weka.
- SDW Nr. 2000-01 NAJIB HARABI, ROLF MEYER (Februar 2000)
Die neuen Selbständigen
Studie im Auftrag von Nefu (Netzwerk für Einfrau-Unternehmerinnen) Schweiz.
- SDW Nr. 2000-02 RUEDI NIEDERER, STEFANIE GREIWE, CHRISTOPH MINNIG, THOMAS SCHWARB (März 2000)
Projektmanagement – Praxis und Ausbildung.
Untersuchung im Auftrag von Fachhochschulen und SwissPM.
- SDW Nr. 2000-03 THOMAS SCHWARB, STEFANIE GREIWE, CHRISTOPH MINNIG, RUEDI NIEDERER (März 2000)
Olten ist eigentlich schön, aber ...
Untersuchung der Standortattraktivität und des Images von Olten im Auftrag des Projekts Olten Plus.
- SDW Nr. 2000-04 THOMAS SCHWARB, ALBERT VOLLMER, RUEDI NIEDERER (März 2000)
TA-Studie „Mobile Arbeitsformen: Verbreitung und Potenzial von Telearbeit und Desksharing“
Untersuchung im Auftrag des Schweizerischen Wissenschafts- und Technologierates und der Kommission für Technologie und Innovation.

- SDW Nr. 2000-05 THOMAS SCHWARB, STEPHANIE GREIWE, CHRISTOPH MINNIG, RUEDI NIEDERER (November 2000)
Olten ist eigentlich schön, aber...
 Untersuchung der Standortattraktivität und des Images von Olten im Auftrag des Projekts Olten Plus (POP).
- SDW Nr. 2000-06 THOMAS SCHWARB, STEPHANIE GREIWE, CHRISTOPH MINNIG (November 2000)
Ich gehe nach Olten einkaufen, wenn ...
 Untersuchung des Einkaufens in Olten im Auftrag des Projekts Olten Plus (POP).
- SDW Nr. 2000-07 THOMAS SCHWARB, STEPHANIE GREIWE (Januar 2001)
Zofingen unter der Lupe.
 Untersuchung der Situation des Einkaufens in Zofingen.
- SDS Nr. 2001-01 EDGAR BAUMGARTNER, CLAUDIA HOFMANN, PROF. DR. PETER SOMMERFELD (März 2001)
Evaluation der SchülerMultiplikatoren-Kurse Alkohol und Tabak (SMAT) in Grenchen und Umgebung
 Schlussbericht
- SDS Nr. 2001-02 PETER SOMMERFELD, FRANZISKA JUNGCK (März 2001)
Beurteilung der Sozialhilfe im Kanton Solothurn durch ihre Klientinnen und Klienten
 Schlussbericht

In der Reihe C, 'Gastvorträge' der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz, sind bisher erschienen:

- GVW Nr. 99-01 PATRIK DUCREY, BARBARA HÜBSCHER (Juli 1999)
Aktuelle Probleme der Wettbewerbspolitik
 Vortrag gehalten am 31. Mai 1999 an der Hochschule für Wirtschaft, Olten
- GVW Nr. 2000-01 ANDY STURM (April 2000)
Grundlagen der schweizerischen Geldpolitik
 Vortrag gehalten am 14. April 2000 an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.
- GVW Nr. 2000-02 PATRICIA SCHULTZ (September 2000)
Von Männern und Frauen in Arbeitswelt und Privatleben
 Vortrag gehalten am 22.02.2000 an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.
- GVW Nr. 2000-03 NILS GOLDSCHMIDT (September 2000)
Auf dem Weg zu einem kommunitaristischen Wohlfahrtsstaat. Ethische und ökonomische Anmerkungen zu einem nicht ganz neuen Leitbild
 Vortrag zum Eröffnungstag im Nachdiplomstudium Nonprofitmanagement am 3. März 2000 an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.
- GVW Nr. 2000-04 ELISABETH JORIS (September 2000)
History and Herstory
 Vortrag gehalten am .30.11.1999 an der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.
- GVW Nr. 2001-01 URS WEBER (Dezember 2000)
Die Rolle des Mittelstandes im ostdeutschen Transformationsprozess